

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / APRIL 1958

2



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Postverlagsort Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1958

9. Jahrgang

Zweites Heft — März / April

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

WALTER GRUBE
für Geschichte

RUDOLF LEMPP
für Architektur

OTTO LINCK
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14 a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Vorfrühling im Seeburger Tal

Aufnahme: Holder, Urach

INHALT

Im Frühling

Gedicht von Eduard Mörike 41

Burgen in Schwaben und Franken

Von Adolf Schabl 42

Sankt Martin in Neckartailfingen

Von Ernst Müller 50

Fränkische Gerichtslinden im Kreis

Künzelsau

Von Georg Wieser 55

Der Hochrhein – bedrohte Landschaft

Von Hermann Kiefner 60

Die Schindelmacher von Busenweiler

Von Christian Hindennach 65

Karl Eugen und Friedrich

Von Wilhelm Kohlhaas 66

Aus der frühmittelalterlichen Geschichte
des östlichen Schwaben

Von Ernst Müller 70

Friedhoffragen

Von Richard Schmidt 74

Erwin Lindner 70 Jahre alt

Von Ernst Schüz 75

Buchbesprechungen 76

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 78

Im Frühling

Hier lieg' ich auf dem Frühlingshügel:
Die Wolke wird mein Flügel,
Ein Vogel fliegt mir voraus.
Ach, sag' mir, alleinige Liebe,
Wo du bleibst, daß ich bei dir bliebe!
Doch du und die Lüfte, ihr habt kein Haus.

Der Sonnenblume gleich steht mein Gemüte offen,
Sehnend,
Sich dehnend
In Lieben und Hoffen.
Frühling, was bist du gewillt?
Wann werd' ich gestillt?

Die Wolke seh' ich wandeln und den Fluß,
Es dringt der Sonne gold'ner Kuß
Mir tief bis ins Geblüt hinein;
Die Augen, wunderbar berauschet,
Tun, als schliefen sie ein,
Nur noch das Ohr dem Ton der Biene lauschet.
Ich denke dies und denke das,
Ich sehne mich, und weiß nicht recht nach was:
Halb ist es Lust, halb ist es Klage;
Mein Herz, o sage,
Was webst für Erinnerung
In golden grüner Zweige Dämmerung?
- Alte unnennbare Tage!

Eduard Mörike



Burg Katzenstein auf dem Hårdtsfeld

Aufnahme: Bothner

Burgen in Schwaben und Franken

Zur Morphologie und Typologie der Burg im Hinblick auf ihre Entstehungsgeschichte

Von Adolf Schabl

Nur einer der vielen Gesichtspunkte, unter denen wir die Burg betrachten können, ist der der Form. Wenn man indessen etwa von unserer Zeit nicht mehr kennen würde als ihre Bauformen, so würde es möglich sein, aus diesen auf unsere Lebensinhalte zu schließen. So sind auch Burgen Zweckbauten, in denen sich der Wille des Bauherrn ausdrückt, eine seinen besonderen Lebensumständen und Wohnbedürfnissen gemäße Umwelt zu schaffen. Über die gestaltkundliche, morphologische Betrachtungsweise wird sich der Weg zunächst zur Erkenntnis der Gestaltzusammenhänge, der verschiedenen Formgruppen, also zum Typologischen eröffnen. Es wird möglich sein, das verwirrende Bild der Burgen unserer Heimat zu ordnen, bestimmte Burgtypen mit Varianten herauszustellen, die ihr Gepräge jeweils anderen

geschichtsbildenden Kräften verdanken, und schließlich die Erscheinung der Burg als Geschichtsdenkmal zu verstehen.

Wenn wir die Burg Katzenstein, die dem „Idealbild“ einer hochmittelalterlichen Burg nahekommt, auf die verschiedenen Züge ihres Gesichtes befragen, so wären zu nennen: die Lage auf einem meist durch einen Halsgraben abgeschnittenen Bergsporn, die Ringmauer, die an diese angelehnten Gebäude – mit Scheidung in die der unteren Vorburg und die der oberen Hauptburg – und schließlich der Bergfried, der als Wohnturm entwickelt sein kann.

Der Brauch, eine Höhe durch eine Ringmauer in eine Burg zu verwandeln, läßt sich bei uns bis in das 5. vordchristliche Jahrhundert zurückverfolgen; erinnert sei an die Heuneburg bei Hundersingen¹ und

den Burgberg bei Oberspeltach², denen etwa im bayrisch schwäbischen Raum das alte Cambodunum auf der Burghalde von Kempten entspricht. Im weiteren Zusammenhang wären neben diese keltischen Burgen die von Caesar eroberten gallischen oppida zu stellen, deren „*murus gallicus*“ beschrieben wird. Als Vorformen auszuscheiden hätten alle keltischen und germanischen Volksburgen, die nicht dauernd bewohnt waren und sich oft über große Bergflächen erstrecken, deren natürliche Grenzen hier und dort durch Mauern oder Wälle verstärkt wurden. Ihnen gehen die beiden wichtigsten Züge ab, die eine Burg im mittelalterlichen Sinn kennzeichnen: die Ringanlage der Befestigung und die Tatsache, daß diese Anlage einen dauernden Herrnsitz enthält. Natürlich sind Übergänge möglich. Schon Dimini in Thesalien, die Vorstufe für Troja, Tiryns, Mykene, Pergamon, die Akropolis, ist aus einer Volksburg mit Kopfburg zur Herrenburg geworden³.

Zwei Voraussetzungen müssen bei einer Ringmauerburg erfüllt sein: die Notwendigkeit festen Wohnens und ein ausgeprägtes Dynastentum. Es steht damit

im frühen Mittelalter nicht anders. Die Burgen der Sachsen sind anfangs Volksburgen mit Erdwall-Verstärkungen, dann tauchen bewohnte Ringwälle auf, so die Pippinsburg bei Geestemünde und die Hunneschans am Uddeler Meer, beide mit sehr breiten Wällen. Es ist die Zeit der doppelten Wenden- und Normannengefahr im 9. Jahrhundert. Vorläufer dieser Burgen bieten sich in den nachweislich bewohnten Ringwällen der jüngeren Lausitzer Kultur (von etwa 800–400), die vielleicht semnonisch war, dar: die Römerschanze bei Potsdam, der Baalshebbel bei Starzeddel, die Burg Losow. Noch ein anderes können wir in jenem Raum, allerdings nur westlich der Weser – dem Frankenreich näher – feststellen: nämlich fränkische Königshöfe, wie Altenschiede a. d. Emmer, die Bumansburg bei Hamm, die Wittekindsburg bei Rulle, die Heisterburg auf dem Deister, die Hünenburg Bremke. Sie nützen das Gelände geschickt aus und schließen sich in der Form des inneren Hofes, der *curtis*, an das römische Kastell an; die *curticula* ist als Vorhof entwickelt. Hier mündet sogar eine Linie vom römischen Kastell her in die



Burg Hohenklingen, Typ der Ringmauerburg

Aufnahme: Schahl



Amlishagen, Typ des Schildmauerburg; der hochgelegene Eingang und der Wehrgang sind erkennbar

Aufnahme: Landesbildstelle Württemberg

bewohnte Ringmaueranlage. Eine entsprechende Erscheinung ist bei uns die über der Bühler gelegene Stöckenburg, zwischen 495 und 536 an der fränkisch-alamannischen Stammesgrenze bei einer wichtigen, hier in den Virgundawald tauchenden, Straße errichtet. Auch die Grafenburg Lauffen auf einer Insel im Neckar wäre zu nennen. Zur Zeit Karls d. Gr. sind in unserem Gebiet die Königshöfe kaum mehr befestigt gewesen; die meisten lagen offen, zaunumgeben, da.

Mit den sächsischen Ringwällen und den befestigten Königshöfen sind wir schon den Burgen nahe, die Heinrich I. gegen die Ungarn- und Slawengefahr erstellen ließ. Wir kennen ihre Formen nicht einwandfrei, wohl aber die der Burgen des Bischofs Bernward von Hildesheim aus dem späten 10. Jahrhundert: wie zu vermuten Ringwallanlagen. Fertig steht die Ringmauerburg – sogar schon mit Turm – in der vor 1000 von Markgraf Eckehard von Meißen erbauten Burg von Eckartsberga vor unseren Augen. Als ihre Vorläufer – auch hinsichtlich der Verbindung mit dem Turm – dürfen die Burg Todenman des Grafen Uffo aus dem 9. Jahrhundert, die Winzenburg bei Freden und die Aseburg bei Herzlake gelten. Nun hat schon die schriftliche Überlieferung eingesetzt. Heinrichs I. Burgenbaugeschäft wurde genannt. Im westfränkischen Reich erlangten die Adligen

wegen der ständigen Normannen-Einfälle von Ludwig dem Stämmeler (877–879) das Recht, auf ihrem Besitz Burgen zu bauen – wohl Turmburgen. Oder weiter zurück: das edictum Pistense Karls d. Kahlen setzt die Schleifung aller ohne königliche Genehmigung errichteten Burgen, die das Land bedrücken, fest. Schließlich muß das Gedicht des Venantius Fortunatus „De Castello Nicetii episcopi Treverensis“ in diesem Zusammenhang genannt werden⁴, wonach Bischof Nicetius von Trier (527–566) auf einem von der Mosel und dem Rhodanus umflossenen Berg eine Burg baute, indem er jenen Berg mit einer Mauer umgab, die 30 Türme hatte – woraus man auf eine Verbindung des Kastell-Typs mit dem Ringwall-Brauch schließen könnte. Dürfen wir hier auch daran erinnern, daß der Vater der hl. Odilie, Herzog Atticho, im frühen 8. Jahrhundert auf der Hohenburg saß, die als Kopfburg in einer riesigen gallorömischen Ringmauer-Anlage des 3. nachchristlichen Jahrhunderts mit kultischem Mittelpunkt und wohl auch Fürstensitz lag?

Es steht also so, daß wir heute nicht mehr sagen können, Ringmauerburgen des Hochadels seien vor der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts unmöglich. Sie sind das gesamte Mittelalter hindurch möglich, wobei allerdings die Zeiten des Investiturstreites, aber auch die der Normannen-, Wenden- und Ungarn-Gefahr,



Honhardt, Burg des Ortsadels vom Typ des Bauerngehöfts

Aufnahme: Schahl

besonders dazu angetan waren, den Hochadel auf die Höhen ziehen zu lassen. Bei folgenden Höhenburgen des Hochadels wäre frühe Entstehung denkbar: der Schalksburg, Limburg, Teck, dem Neuffen, Rosenstein, den Klosterbergen von Neresheim und Lorch, dem Wunnenstein, dem Asperg, der Comburg, dem Michelsberg bei Ulm, dem Bussen, auf Zeil; die Burg Hohentwiel erbaute um 912 der Kammerbote Erchanger. Jedenfalls bietet die Ringmauer-Anlage der hochadeligen Höhenburg, wie sie greifbar, etwa mit der Limburg oder der Teck, in das Licht der Geschichte tritt, morphologisch und typologisch nichts Unverständliches. Bezeichnenderweise fehlt jener Anlage oft der Bergfried: er hat eine andere Wurzel.

Die von einem Wassergraben umgebenen Ringmauerburgen des Hochadels in den Niederungen – wie Möggingen auf dem Bodanrück – stellen morphologisch und typologisch nur eine Variante dar; ihre regelmäßigere Gestalt ist geländebedingt.

Auch der zweite bezeichnende Zug im Gesicht der vollentwickelten mittelalterlichen Burg, die Bebauung des Burghofes im Anschluß an die Ringmauer, ist nichts Überraschendes. Schon die Ringwälle der Lautsitzer Kultur wiesen dicht aufeinanderliegende Gebäude in Streulage auf; in der Römerschanze Potsdam konnte sogar ein nordisches „Megaronhaus“ aufgedeckt werden. Hier wären natürlich wiederum die

keltischen oppida zu nennen, selbstverständlich auch die befestigten Königshöfe und auch die sächsischen Ringwälle. Da treffen wir nun schon die spätere Anordnung, etwa bei der erwähnten Pippinsburg, die Häuser längs des Walles aufzureihen, so daß ein freier Burghof in der Mitte entsteht. Auch die Hunneschans hatte Gebäude im Ring am Wall entlang, wobei sich hier sogar ein ausgesprochener Saalbau mit 2 Pfostenreihen abhebt. Die anderen Gebäude zeigen die germanische Art der in den Boden eingetieften Einraumhäuser. Hier schließen die genannten Burgen Todenman, Winzenburg und Aseburg an. Nichts war selbstverständlicher als diese Entwicklung, wobei daran zu erinnern ist, daß sich der Bauernhof im Zuge der Verdichtung in den Dörfern in ähnlicher Weise aus einem offenen Haufenhof in einen geschlossenen Vierseithof verwandelte. Dies machte gewiß auch der Herrenhof des Ortsadels mit, wie wir ihn etwa noch in Honhardt haben: nichts anderes, als ein ins Große gesteigerter fester Bauernhof. Höpfigheim etwa stellt die „Kultivierung“ dieses Kleintyps dar. In Höfingen tritt das Steinhaus hinzu.

Bei den Hochadels- oder Reichsburgern schälen sich – von den Wirtschaftsgebäuden der Vorburg abgesehen – als Hauptbestandteile der Bebauung Palas und Kemenate heraus. Der Palas kann nur aus dem Saalbau, wie ihn die lex Alamannorum anführt, her-



Burg Helfenberg im oberen Bottwartal, Typ des Steinhauses
Das Mauerwerk verrät, daß im zweiten Bauabschnitt Trümmer der abgebrochenen
früheren Burg verwendet wurden (Fenster später)

Aufnahme: Schahl

vorgegangen sein, der „sala“ des Herrenhofes, die Versammlungszwecken diente, nur daß schließlich eine Scheidung erfolgte in die heizbare Gefolgschaftshalle des Erdgeschosses (Tyrnitz, von einem slawischen Wort für Stube als heizbarer Raum) und den Festsaal des Obergeschosses, welcher der Repräsentation diente, auch baulich, indem sich in seiner Gestaltung – vornehmlich der Fenster – Macht als geistige Ordnungskraft bekundet. Der Palas von Leofels ist ein einziges Denkmal des Reiches. Die Kemetate können wir aus dem Frauenhaus der lex Alamannorum verstehen; sie entwickelte sich immer mehr zum eigentlichen Wohnbau und dürfte darin eine der Wurzeln des Steinhauses gebildet haben. Charakteristisch sind die Erker der Burgaborte, die von den über Toren angebrachten Ausgußerkern zu scheiden sind.

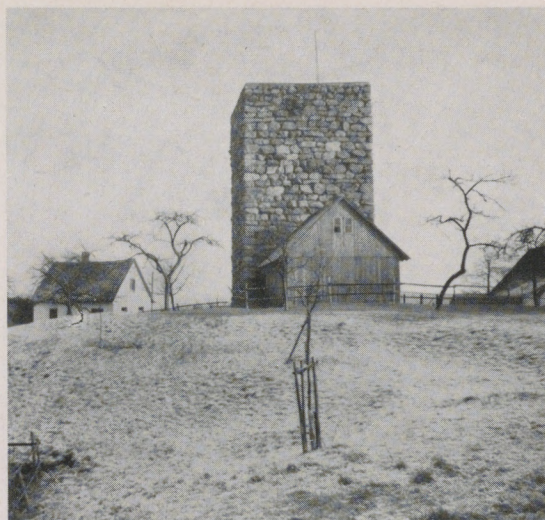
Die, selbstverständlich mit einem Wehrgang versehene, Ringmauer hat im späteren Mittelalter kaum Veränderungen mitgemacht; hier und dort versah man sie mit rechteckigen oder runden Mauertürmen, dies nach dem Vorbild morgenländischer Burgen. Oft waren diese, als Schalentürme, burgwärts offen, vor allem bei den Türmen des Zwingers. Auch der Zwingerg ist bei uns eine verhältnismäßig späte Erscheinung.

Ihn lernten die Kreuzfahrer im Morgenland, etwa vor Konstantinopel, kennen. Er bot den Vorteil eines zweiten Verteidigungsringes, vor allem an den gefährdeten Stellen – etwa des Tores –, erschwerte also dem Angreifer die Annäherung an die Hauptmauer und schnitt gegebenenfalls den Rückzug ab; außerdem verbot er die unmittelbare Bedrohung derselben mit schweren Mauerbrechern, den sog. „Widdern“, und auch Leitern. Auf den Wandel der Ringmauerburg unter dem Einfluß der Feuerschütze kann hier nicht eingegangen werden: Ausstattung mit niederen, dicken Rundtürmen, die teilweise mit Erde gefüllt waren (Hohenneuffen), teilweise Kasematten aufwiesen (Vellberg), Verstärkung des Tores durch oft unterkellerte Torschlösser (Liebenstein, Hohenrechberg). Hier und dort, so auf dem Hohenrechberg, verbot eine „Barbakane“, ein festes Vorwerk als Brückenkopf, die Annäherung an das Tor.

Die Ringmauerburgen führen auf die Schildmauerburgen. Auch sie waren mit einer ringförmigen Befestigung umgeben, die jedoch an der Seite, wo sich die Burg dem Hang zukehrte, schildmauerartig verstärkt war. Der Gedanke lag nahe. Wir finden ihn deshalb vornehmlich bei alten Volksburgen vorgebildet, so bei der Daker-Burg Cotzofeni, die unter

Trajan zerstört wurde, wobei eine Bergzunge durch drei Mauern aus luftgetrockneten Lehmziegeln mit Holzeinlagen und Gräben in Abschnitte geteilt wurde. In England wäre an die drei Mauersegmente des angelsächsischen Winklbury Camp zu erinnern oder das vielleicht britische Porchester zu nennen, wo ein Kap durch einen starken Wall und Graben abgetrennt wird (in diese Zunge hinein bauten dann die Römer ein Kastell, in das wiederum die Normannen einen Wohnturm setzten). Die Lurley ist eine ähnliche durch Wall und Mauer abgetrennte keltische Zungenburg. Auf Heinrich IV. dürfte Sachsenstein bei Walkenried zurückgehen, ein langer Kalkfelsen, wobei zunächst eine Vorburg durch Wall und Graben ausgesondert wird, während der letzte Teil der Burg, als „Kopf“, durch eine gemauerte Toranlage mit Rundturm daneben auffällig abgeschnitten wird. Solche abschneidende Schildmauern, ohne Tore, finden wir auch in der nächsten Zeit. Die Schildmaueranlagen der Meersburg und von Aulendorf – in Aulendorf sogar ohne Turm – dürften noch dem 10. Jahrhundert angehören; auch die Homburg bei Radolfzell aus etwas späterer Zeit gehört hierher. Es handelte sich dabei also keineswegs um Burgen von Niederadeligen. Trotzdem war dieser Typ in besonderer Weise geeignet, in staufiger Zeit für Dienstmannen oder wirtschaftlich schwache und politisch weniger bedeutende edelfreie Geschlechter verwendet zu werden. Dies vor allem auf Grund der sich bietenden Ersparnis im Mauerbau. Die Wirtschaftsgebäude liegen bei den Dienstmannenburgen nicht in der Burg, sondern als Hof nahebei. Berneck, Amlshagen, Tierberg, Stetten, Liebenzell sind die schönsten Beispiele von Schildmauerburgen des hohen Mittelalters; die drei letztgenannten mit Bergfried. In engem Zusammenhang mit dem Schild können wir das verstehen, was man einen „Mantel“ nannte, eine Verstärkung der Ringmauer an der Angriffsseite, wie etwa bei der Tannenburg oder an Altbodman (schon aus dem frühen 14. Jahrhundert), auch der Hohkönigsburg, hier schon im Hinblick auf die zu erwartende Beschießung mit Feuerschützen.

Wenn wir der Herkunft des Bergfrieds (Berchfrits) nachforschen, so kommen wir auf eine ganz andere Wurzel der Burg: die reine Turmburg. Sie ist vom 12.–13. Jahrhundert vielfach nachzuweisen, teils wohl erhalten in Stein (beispielsweise Leinroden, Haldenberg, Oflings, Fronhofen, Wolpertswende, Mammertshofen und Hagenwil im Thurgau), teils verbaut in spätere Bürgerweiterungen (wie in Gaienhofen) oder andere Häuser (so in Hagnau), teils aber auch nur in kreisförmigen Erdhöhlungen, welche



Hatzenturm
bei Wolpertswende aus dem frühen 12. Jahrhundert
Aufnahme: Haaf

die überwiegende Zahl der sogenannten Burgställe oder Burstel bezeichnen. Es handelt sich dabei um künstliche Hügel, die man in Frankreich „motte“, in England „moated mound“ nennt. Die darauf stehenden Türme waren einst in engem Abstand von einer Palisade oder Mauer umgeben. A. Nuber hat 1952 einen solchen Burstel bei Eutighofen ausgegraben und eine quadratische Turmburg gefunden⁵; H. Zürn legte 1957 im „Burren“ bei Wäscheneuren zwei Türme, einen romanischen und einen gotischen frei⁶. K. Gumpert wies schon 1950⁷ 35 solcher „Turmhügel“ – die Bezeichnung stammt von Schuchhardt – in Mittelfranken nach, die er teilweise in das 10.–11. Jahrhundert setzt. Die urkundlich nachgewiesenen tragen die Bezeichnungen „Warten“ – so die 968 bezeugte Rekenwarda, die an der Stelle der Spitalbastei Rotenburg vermutet wird, oder die Perenwarda, im Jahre 1000 bei Schillingsfürst erwähnt. Dies geht durchaus damit zusammen, daß die Turmhügelburg Leinroden „Luschenau“ heißt („lausch in die Au“ in der Bedeutung von spähen); der ursprüngliche Wachturm-Charakter tritt gerade bei dieser Burg gut in Erscheinung. Gumpert hat sodann auf die Möglichkeit von Turmburgen-Systemen hingewiesen (Sperrlinie Colenberg-Virnsberg); schon 1940 hatte P. Grimm aus einem Hersfelder Zehnt-Verzeichnis des späten 9. Jahrhunderts 18 Burgen genannt, die in 2–3 Linien westlich der Saale lagen (von welchem Typ, bleibt unklar). Hier schloß H. Rettenmeier 1953 an⁸, der die Burstel um Ellwangen erforschte und sie mit der Sicherung der



Burg Neipperg im Zabergäu.
Kamin im vorderen Turm aus dem frühen 13. Jahrhundert
Aufnahme: Schahl

Wildbann-Grenze des Klosters – vor allem längs der wichtigen Kocherlinie – in Zusammenhang brachte. Karl Kirschmer⁹ verband sodann eine Reihe von ehemaligen Turmburgen mit Straßen zwischen den fränkischen Königshöfen Gmünd und Kirchheim, Lorch und Kirchheim, sowie den Pfalzen Ulm und Waiblingen; aus den fränkischen Königsfreien, die auch auf dem Burgen saßen, sollen die Herren von Büren hervorgegangen sein. Die Turmburgen des Thurgaus gehören nach E. Leisi zwei Befestigungssystemen an, mit denen sich die Bischöfe von Konstanz gegen die Äbte von St. Gallen und umgekehrt verwarhten: Mammertshofen und Hagenwil waren äbtisch. In Bischofszell soll Bischof Salomon III. (875–90) eine Turmburg erbaut haben, die, wie der Turm in Frauenfeld und der in Mammertshofen, aus schwerem Findlingsgeröll erbaut war. Die Turmburgen zwischen Lindau und Leutkirch begleiten die Reichsstraße. Burg Gießen, auch einst Turmburg, steht an der Straße von Tettwang nach Lindau an der Stelle, wo die Straße die hier in das Schussental tretende Argen überbrückt.

Es liegt somit die Annahme nahe, daß diese Turmburgen ursprünglich Straßen- und Grenz-Sicherungen dienten, wobei in ihnen Dienstmannen saßen. Dann wären wahrscheinlich die Franken die Mittler und auch hierin die Nachfolger der Römer gewesen. Denn morphologisch und typologisch gibt es für die Turmburg nur ein Vorbild, den römischen burgus, der sich vom gewöhnlichen Limes-Turm durch seine Größe (9×9 bis 10×10 m) unterscheidet. Als Straßenschutz wurde etwa der burgus bei der Aheggmühle errichtet. Auch in Afrika verwandten die Römer diese burgi. Die Inschrift eines solchen Wachtturmes, 6 km südlich von der Oase El Kantara, 188 n. Chr., besagt, daß unter Commodus der „burgus speculatorii“ zwischen zwei Straßen zum Schutz der Kaufleute errichtet worden sei¹⁰. Eines gilt es, klar zu erkennen: diese burgi sind Wachttürme, die verhältnismäßig schwaches Mauerwerk hatten. Aber auch die frühen Turmburgen des Mittelalters waren Wachttürme, die anfangs sogar nur in Holz errichtet waren. Erst mit dem Überwiegen des Wohn- und Wehr-Zweckes über den Wacht-Zweck waren, nach dem Erblichwerden der Dienstlehen, die Voraussetzungen für Aufmauerung in 2–3 m starkem Mauerwerk gegeben. Jetzt erst wurde der Wachturm zur Turmburg. Allem Anschein nach war dies im 10. Jahrhundert, im Zeitalter der Ungarnefähr, der Fall. Die Türme von Lindau (Heidenmauer) und Meersburg (Dagobertsturm) gehen wahrscheinlich in diese Zeit zurück; vielleicht auch der in Mammertshofen. Es blieb ein hölzerner Obergaden als Wohnstock. Auch der Hatzenturm bei Wolpertswende aus dem frühen 12. Jahrhundert dürfte einen solchen gehabt haben; ebenso die Türme von Danktweiler und Fronhofen. Die alte Einsteigeöffnung liegt in Leiterhöhe (Holztreppe). In dieser Gestalt war die Turmburg auch für kleinere Edelfreie verwendbar, so beim Hatzenturm.

Den Turm nahm nun vor allem die Ringmauerburg auf, gewiß als Wachturm, aber auch als Wehr- und schließlich als Wohnturm. Anfangs ist die Verbindung mit der Burg lose. Die Nicetiusburg hatte ihren Turm auf einer nahe gelegenen Höhe. In der Burg Todenman stand in der Vorburg ein burgusartiger Turm, in der Hauptburg, außer Herrenhaus und Kapelle, in Tornähe ein zweiter Turm von nur 6 : 4½ m. Noch in der erwähnten Burg Eckartsberga steht der Turm in der Vorburg, während die Hauptburg nur mit einem kleinen Rechteckturm an der entgegengesetzten Seite versehen ist. Im 12. Jahrhundert tritt ein Gestaltwandel ein: die Wohngeschosse werden in den Turm verlegt. In Neipperg

besitzen wir einen solchen Wohnturm aus dem frühen 13. Jahrhundert, dessen Räume so angeordnet sind: zu unterst das Verließ, meist durch ein „Angstloch“ mit dem Raum darüber verbunden. In Liebenfels bei Mammern und in Calw ging das Verließ spitzkegelig zu, damit der Gefangene weder stehen, noch sitzen, noch liegen konnte; in Katzenstein fanden sich enge Kammern, Kriechgefängnisse, die im Turm der Harburg a. d. Wörnitz zum „Einheizen“ eingerichtet waren. In Neipperg folgt auf das Verließ ein Mannschaftsraum mit Kamin, als eine Art „verkümmerter Tyrnitz“, weiter oben finden sich die Schrumpfformen einer Kemenate und eines Festsaals. Den Abschluß bildet die Wehrplatte mit Kaminaufbau sowie Zinnen zum Schutze des Kämpfenden. Der Turm hat – im 12.–13. Jahrhundert – auch Aufnahme in die Herrenhöfe des Ortsadels gefunden, so in Jungnau, Mönshaus, Obernau, Horkheim. Der runde Bergfried ist eine späte Möglichkeit, die etwa die Markgrafen von Baden innerhalb des heutigen Württemberg anwenden; schon Vitruv hatte darauf hingewiesen, daß runde Türme sich besser gegen Beschießung eigneten. Auf Staufeneck hat sich ein besonders schöner runder Bergfried erhalten, der zudem prächtiges Buckelquadermauerwerk mit Randschlag zeigt. Der Randschlag mag aus dem Bedürfnis entstanden sein, den rohen Quader zunächst an den Fugen abzuglätten; daß man ihn nicht völlig abarbeitete, mag Ersparnisgründe gehabt haben und auch dadurch bedingt gewesen sein, daß man auf diese Weise keine Leiter an der Mauer hinaufschieben konnte. Immerhin entspricht dieser Form auch eine stilistische Haltung, die eigene Kraft und strenge Zucht in der Bindung an das Ganze betont. Kultiviert hat den Buckelquader in diesem Sinne die Stauferzeit, wobei im 13. Jahrhundert die Buckel zunehmend glatter werden. Vermutlich haben die teilweise römischen Buckelquadermauern des Mittelmeergebietes in der frühen Kreuzfahrerzeit ab 1100 die ersten Anregungen vermittelt. Die schlanke Form des Burgturmes der Neckarburgen erklärt sich durch das Bedürfnis, Einblick in die anschließende Hochebene zu erhalten; die Burgen auf die Höhe zu setzen, verbot deren Bedeutung als Flußsperrn.

Die letzte Burgform, mit der wir uns in diesem Zusammenhang zu beschäftigen haben, ist bereits spätzeitlich: das Steinhaus. Es hat verschiedene Wurzeln, von denen eine auf den Wohnturm zurückgeht, wobei die Voraussetzung der Wandlung ein Überwiegen des Wohnzweckes über den Wehrzweck war. Diese Voraussetzung war in den Städten erfüllt. Am

Anfang stehen die turmartigen Formen der Hochhäuser in Konstanz, Markdorf, Schwäb. Hall; das sogenannte Schleglerschloß in Heimsheim hat bereits hausartige Formen. Schließlich übernimmt auch der Ortsadel das Steinhaus als wichtigsten Bestandteil seiner Burg, etwa in Münchingen oder in dem 1356 von den Herren von Bächlingen erbauten noch turmartigen Steinhaus von Buchenbach. Im Wohnturm von Lindach, in Helfenberg und Wildeck finden wir weitere bezeichnende Formen. Nicht ohne Einfluß mag in manchen Fällen der normännische Donjon gewesen sein, der sich früh aus der Turmburg, etwa des Teppich von Bayeux, zum Turmhaus entwickelt hatte. Der Tower wurde um 1078 von Wilhelm dem Eroberer erbaut. Es mögen dabei Anregungen aus Mittelmeerkreisen mitgewirkt haben, wo die Verbindungen bis zu den Turmburgen der Hettiter, Assyrer und Ägypter zurückgehen. Aber auch in Frankreich gab es Vorbilder für den normännischen Donjon, so etwa den sogenannten Janus-Tempel von Autun, ein römisches Steinhaus, das aus dem burgus entwickelt war. Das Steinhaus schließlich ist die einheimische Wurzel des Schlosses.

Das Steinhaus, die Turmburg – auch als Wohnturm in Ringmaueranlagen, die Ringmauerburg selbst mit ihren an die Mauer angelehnten Gebäuden, der Zwinger: sie alle haben sich schließlich miteinander verbunden und das Bild der spätmittelalterlichen Burg bestimmt, wobei von strenger standesmäßiger Sonderung schon deshalb nicht mehr die Rede sein kann, weil sich die soziale Schichtung des Adels vielfach verändert hat und die Burgen ihre Besitzer wechselten. So wurde die Burg insofern zu einem Geschichtsdenkmal in besonderem Sinn, als sie das, was wechselvoll im Wandel der Zeiten geschah, heute noch im Raume darstellt.

Anmerkungen

- ¹ A. Rieth, Die Heuneburg – ein keltischer Fürstensitz an der oberen Donau, Schwäbische Heimat 1951, S. 42 ff. –
- ² W. Veck, Der Burgberg bei Oberspeltach, Schwäbisches Heimatbuch, 1936, S. 27 ff. –
- ³ C. Schuchhardt, Die Burg im Wandel der Weltgeschichte, 1931. Hier sind auch die angeführten vor- und frühgeschichtlichen Burgen Mittel- und Norddeutschlands besprochen. –
- ⁴ O. Piper, Burgenkunde, 3. Auflage, 1912, S. 119 ff. –
- ⁵ A. Nuber, Der Burgstall Eutighofen, Gmünder Heimatblätter, 13. Jahrg., 1952, Nr. 1. –
- ⁶ H. Zürn, Der Burren bei Wäscheneuren, Stauferland, Nr. 1, Februar 1958. –
- ⁷ K. Gumpert, Frühmittelalterliche Turmhügel, 70. Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelfranken, 1950. –
- ⁸ Hermann Rettenmeier, Die Grenzen des Ellwanger Banns in der Zeit des altdeutschen Kaisertums, Ellwanger Jahrbuch, 1950–53, S. 74 ff. –
- ⁹ Karl Kirschmer, Die fränkische Heerstraße von Kirchheim u. T. nach Gmünd und Neue Ausblicke auf die fränkische und staufische Zeit, beide in Stauferland, Nr. 1, 1956, und Nr. 6, 1957. –
- ¹⁰ C. Schuchhardt, a. a. O., S. 155.

Sankt Martin in Neckartailfingen

Von Ernst Müller

Im Herbst 1957 feierte die zum heutigen Kreis Nürtingen gehörende Pfarrkirche die Weihe einer ausgedehnten und sorgfältigen Erneuerung. Architekten und der Renovator hatten den Auftrag, den Zustand des mittelalterlichen Monasteriums so gut wie möglich wiederherzustellen. Landeskirche, Gemeinde und Staat haben mit Recht eine ansehnliche Summe investiert, um diesen Kirchenbau, der heute neben Alpirsbach, Sankt Aurelius in Hirsau, Groß- und Kleinkomburg in Württemberg zu den wenigen erhaltenen Bauten aus dem Kreis der einst blühenden Hirsauer im 11. und 12. Jahrhundert als ein besonders schätzbares Kleinod gehört, wieder ins Mittelalterliche zu integrieren.

Im großen handelt es sich um eine Reinigung, nicht um eine Erneuerung, wenn man von Kanzel, Gestühl und Altartisch absieht. Die nun fast 50 Jahre alte Forderung erfüllte sich: die lästigen, das Raumbild völlig zerstörenden Emporen aus der evangelischen Zeit der Kirche und die an sich gut gemeinten Übermalungen im Chor (1904) sind restlos entfernt worden. Die Tätigkeit am Chor hat dann überraschend ein Positivum von hoher Bedeutung ergeben: der ursprüngliche Freskenzyklus in der Ostpartie ist zu Dreivierteln in den alten Farben bloßgelegt worden. Bestimmt man nach der Stilart die Malereien in die Jahrzehnte zwischen 1280 und 1310, so hat man einen für die nachstauische Zeit in württembergischen Kirchen höchst seltenen kunstgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Wert dazu gewonnen.

Es lohnt, auf den Bau und auf die Ergebnisse der Erneuerung noch einmal einzugehen und schwebende Fragen zu stellen und zu lösen.

Mettlers bis heute gründlichste stilgeschichtliche Untersuchung (Württ. Vierteljahrshefte 1917) gibt in Ermangelung von Urkunden als Bauzeit die Spanne zwischen 1110 und 1130 an. Auf die Frühzeit Neckartailfingens deutet eine Notiz des Codex Hirsaugiensis und der Ortlieb-Chronik, daß um 1090 das Kloster Hirsau – also in den letzten Lebensjahren seines großen Abtes Wilhelms des Seligen und auf der Höhe von dessen Einfluß auf den schwäbischen Hochadel – von den Grundherren, den zur Gregorianerpartei haltenden Grafen Kuno und Liutolf von Achalm-Urach einen Anteil an der Kirche und ansehnlichen Besitz im Dorf erhalten hat. Weller (Kirchengeschichte S. 183) vermutet, daß die Grafen nach der Sitte der Zeit sich vom Kloster ein Erbbegräbnis

in der Nachbarschaft ihrer Stammburg sichern wollten. Auf den Rat ihres Verwandten, des stellenlosen Bischofs Adalbero, haben sie sich aber dann zur Stiftung eines eigenen Klosters mit den Rechten der cluniazensischen Reform entschlossen (Altdorf). Der Plan ist nach einer Mitteilung der Vita Wilhelms aber von Hirsau wegen ungünstiger Lage und Wassermangel verworfen und dann nach einer Besichtigungsfahrt am anderen Ende des Grafenbesitzes, jenseits des Albgebirges im lieblichen Tal des Zusammenflusses zweier Bächlein, in Zwiefalten ausgeführt worden.

Seinen Neckartailfinger Besitz aber hat das nach dem Tode des Abtes Wilhelm noch stärker missionierende und ausgreifende Kloster dazu benützt, eines jener Vorwerke im Sinne einer cluniazensischen Probstei zu errichten, die vom Mutterkloster aus für die fratres barbati und vielleicht die Chorherren erstellt wurden, weil sie dort entbehrt werden konnten. Ich meine, der Neubau von Sankt Martin – daß hier schon eine alte Kirche stand, ist sicher – läßt, so wie wir ihn heute noch sehen, keinen anderen Schluß zu als den, daß an ein Monasterium und nicht an eine erweiterte Pfarrkirche gedacht war. Es mag an der Schwierigkeit der Grabungen liegen, wenn wir bis heute noch keine einwandfreien Konventsbauten oder Spuren davon gefunden haben.

Möglich ist auch, daß der äußerst schlechte Baugrund – stark aufquellende Knollenmergel – an dem Hang über dem Neckartal weitläufigere Bauten verhindert hat. Daß Hirsau an ein Vorwerk oder an eine von ihm betreute Missionsstätte dachte, darauf weisen auch die im frühen 16. Jahrhundert einsetzenden Kaufverhandlungen der Gemeinde um den hirsauischen Besitz und seinen Pflegehof hin. 1515 besaß das Kloster die beiden Berghöfe „ob dem Dorf gelegen“, 140 J. Äcker und Wiesen und 25 Morgen Wald, die es der Gemeinde gegen jährliche Gülden abtrat. Die Gemeinde erwarb 1521 vom Kloster den 60 Morgen großen Wald Rysch um 200 Gulden.

Hirsau baut also die Kirche. Die technische Ausführung in wohlgeschnittenen Sandsteinquadern bekundet beste Arbeit der Hirsauer Mönchsbauhütte. Daß man zwei Türme, die in Sankt Martin über der Flucht der Seitenschiffe heute noch hervortreten – die ganze Westpartie ist um 1500 durch den Anbau eines großen Turmes mit einer vorgetäuschten Halle völlig



Innenansicht der Martinskirche in Neckartailfingen

Aufnahme: Staatl. Amt für Denkmalpflege Stuttgart

verändert worden – im Westen plante und sie dann wohl wegen des schlechten Baugrundes nicht hochtrieb, liegt ganz in den Absichten Hirsaus nach 1100, wo in Sankt Peter zur Basilika das doppeltürmige Atrium geschaffen wurde. Wie gefährlich die Belastung des Westplanes gewesen ist, zeigen die Einstürze der Südwand schon im Mittelalter. Dort ist vom schönen alten flachen Rundbogenfries so gut wie nichts mehr erhalten. Die dreischiffige Basilika aber gleicht im Inneren und Äußeren in den Maßen ihren Vorbildern Sankt Aurelius und Kleinkomburg. Höhe der Säulen, des Arkadenscheitels und des Arkadensimses sind die gleichen wie in den erwähnten Klosterbauten. Aber zwei Unterschiede werden charakteristisch und schaffen ein neues Raumgefühl: Der

um einen Meter höhere Lichtgaden und das Zusammenrücken der Wände von 5,7 m auf 4,35 m. Mettlers architektonischer Spürsinn stellte fest, daß das in Sankt Peter und Paul und der Komburg noch starr befolgte sogenannte quadratische System, das gebundene System also, in Sankt Martin aufgelöst wurde und an seine Stelle zugunsten der Raumsteigerung das Einzeljoch getreten ist. Was dem Mittelschiff an Breite genommen wurde, hat es an Höhe gewonnen. „Dadurch wird die von keiner romanischen Basilika Deutschlands erreichte Steilheit des Querschnitts gesichert.“

Die Ostpartie krönt die Höhentendenz vollends. Ich meine gegen Mettler, sie sei zuerst gebaut worden, um 1120 mindestens. In ihr wirken sich die burgun-



Martinskirche Neckartailfingen, nördliche Nebenapsis (nach der Restauration)

Aufnahme: Staatl. Amt für Denkmalpflege Stuttgart

dischen Einflüsse, die Klosterbauten im Bereich von Cluny II hervorragend aus. Hirsau hat sich in dieser Zeit der burgundischen Wölbung geöffnet und in Sankt Martin das Tonnengewölbe für die unmittelbar an das Langhaus sich ansetzenden Ostteile eingeführt. Jedes der drei Schiffe endet mit einem quereckigen, innen apsidial geschlossenen Chor. Die platte Ummantelung der Apsiden nach außen kennt schon im hirsauischen Kreis Allerheiligen von Schaffhausen, dessen Abt zu jener Zeit (nach einer Mitteilung von Hans Jänichen) Besitz in Neckartailfingen hatte.

An fensterlosen, glatten Wänden – das Fenster des Hauptchores ist später ungebührlich verlängert worden – steigt die Apsis kühn bis zur Tonne empor. Neu gegenüber Sankt Aurelius und der Komburg sind dann noch die zwei Nebenchöre (halb so breit wie der mittlere Chor) mit ihren einjochigen Breiten und vor allem mit der staffelförmigen Anordnung. Es ist die in Deutschland ältere Form gegenüber den zweijochigen Hirsauer Chören. Die Zisterzienser nehmen sie in Deutschland wieder auf (Herrenal-

und Sankt Fides in Schlettstadt, in Frankreich Bazarnes im Departement Yonne, dessen Grundriß auffallend dem von Neckartailfingen ähnelt). Ich möchte, die Folgerung aus dem flachgedeckten Langhaus und Westteil und dem tonnengewölbten Chorteil ziehend, behaupten, daß diese Unterschiedlichkeit – hier feierliche Höhentonne, dort platte Holzdecke – für die bauenden Mönche die Andersheit von Mönchs- und Laienkirche hat anzeigen sollen.

Der Architekt der Renovierung von 1957, Hannes Mayer, sagte mir, daß zum mindesten die Abseiten auch schon gewölbt waren, und zwar im Stile der Untergeschosse der beiden Türme. Die Gewölbe seien schon frühzeitig durch den Bergdruck zerstört und dann durch eine Flachdecke ersetzt worden. Die liturgische Bedeutung des Chores ist zudem noch gesteigert (worauf schon Mettler hinwies) durch ein System von Querbögen, die im Laienhaus fehlen. Sankt Peter und Paul hat sie schon großartig verwendet. In dreifacher Abtreppung ziehen sich die Risalitpfeiler in den Hauptchor und verleihen dem Triumphbogen eine mächtige Höhe.

Als die Kirche mit Fresken ausgeschmückt wurde, hatten die Grafen von Urach-Fürstenberg ihre Stammgüter, zu denen auch Neckartailfingen gehörte, an den Grafen Eberhard von Württemberg (den Erlauchten) verkauft gehabt. Sankt Martin besaß damals als Kirchherren verschiedene landsässige Hoch- und Niederadelige. Es war Pfarrkirche geworden. Hirsau scheint sich auf die bloße Verwaltung seiner Güter zurückgezogen zu haben, nach Vorgängen, die auch sonst in der Grafschaft bezeugt sind. Einem dieser Kirchherren verdankt Sankt Martin die Ausmalung der Chorpartien. Man kann an Ludwig von Bernhausen denken, der 1319 erwähnt wird, oder an Konrad von Weinsberg, der 1301 urkundet, oder an die früheren staufischen Dienstmannen, die als Herren von Liebenau nicht weit von dem Dorf saßen. Die Fresken zeigen alle Frömmigkeits- und Verehrungsmerkmale des späten 13. Jahrhunderts.

Ich will eine kurze Ikonographie geben. In der Mittelkonche ist im breiten Stil die Majestas Domini umgeben von den vier Evangelisten dargestellt. Rechts davon eine Schutzmantelmadonna, links eine große Darbietung des Patrons, des hl. Martin. Über dem Patron sind zwei noch nicht entzifferte Stifter mit Wappen und Schriftband zu sehen. Zwei schwebende Engel tragen den geteilten Mantel des Heiligen dem Himmel entgegen. Im Chorgewölbe sieht man im Kreuzungspunkt von schon frühgotisch anmutenden Malereien den Agnus Dei (Christus als Lamm Gottes). Auf der glatten Riesenwand der linken Chorwandseite sind in vier Friesen Vorgänge aus dem Alten und Neuen Testament dargestellt, also eine Art Heilsgeschichte in Parallele zu den Skulpturen an den Portalen der großen gotischen Münster.

1. Gottvater erschafft die Gestirne, Tiere, Bäume und den ersten Menschen Adam. Gottvater zieht aus der Rippe des schlafenden Adam (eine Art Pieta) die Männin Eva, die Mutter aller Lebendigen. Gottvater sinnt vor dem Baum der Erkenntnis.
2. Um einen Baum stehen Adam und Eva. Der Baum wird von einer Schlange umwunden (die Sünde, der Verleumder). Dann folgt die Vertreibung aus dem Paradies. Gottvater sieht gnädig auf die Opferflamme Abels. Er sieht, wie Kain den Bruder erschlägt.
3. Die Verkündigung wird so dargestellt, daß sich das Jesuskind hinter dem Heiligen Geist der Maria zudreht. Zwischen Akanthusblättern stehen mit drei Tauben zwei Frauen: Elisabeth und Maria (Heimsuchung). Dann folgt die Geburtsszene: Maria liegt im Wochenbett vor der Krippe und über ihr das Jesuskind, das dem Ochsen ans warme Maul fährt, während Joseph aus einer Schale trinkt.



Martinskirche Neckartailfingen,
Chornordwand: Erschaffung der Welt
Aufnahme: Staatl. Amt für Denkmalpflege Stuttgart

4. Dieser Fries ist sehr schlecht erhalten. Die Gestalten mit aufgehobenen Händen sind kaum deutbar.

Die Fresken an der rechten, der südlichen Tonnenchorwand bieten ihres Erhaltungszustandes wegen wenig Raum für sichere Entzifferung. Wer sind die Frauen, über denen ein Engel und ein Sonnengesicht zu sehen sind? Vielleicht eine Engelgruppe, die die Heilige Familie beschützt: Maria, Joseph mit schwebenden Engeln. Der zweite Fries stellt wahrscheinlich die Anbetung dar. Der dritte Fries zeigt sehr schön erhalten die Flucht nach Ägypten mit der Genreszene, wie Maria auf der Flucht ihr Kind badet. Am andern Ende des Bades steht eine engelhaftige Frauengestalt und wehrt einem andringenden Räuber.

Am südlichen Chorbogenpfeiler treten dann nach der Hierarchie die Heiligen auf. Zwei sind klar zu bestimmen: ein Johannes und eine Katharina mit Rad.

In der Chorbogenleibung finden wir die frühchristlichen Symboltiere: Phönix, Pelikan, Elefant, Habicht, einen Vogel reißend, Hund, Reiher, ein Ei im Nest

drehend, Adler. Sie verkörpern jeweils christliche Tugenden.

Der rechte Nebenchor zeigt als Hauptstück eine gut erhaltene Himmelfahrt. Die Trittsflächen Christi und seine Wundmale sind noch deutlich erkennbar. In der Apside (das Fenster ist spätgotisch erweitert) Christus als Gärtner.

Die Malerei der linken Konchenwand ist nicht deutlich. Im Gewölbe vor der Konche sehen wir ornamentales Blattwerk und an der aufsteigenden Wand die Vertreibung böser Geister. Sehr gut ist als Magdalenenaltar an der Südwand das Gastmahl bei Simeon erhalten und die Sünderin, die Christi Füße mit ihren Haaren trocknet.

In der Konche des nördlichen Nebenchors ist das Pfingstereignis dargestellt; Flammen schießen wie Pfeile auf Haare und Stirnen von Frauen- und Männergestalten. An der nördlichen und südlichen Wand je eine Bischofsgestalt.

Durch alle drei Chorräume lief unterhalb der Malereien ein Traubenblattfries auf gleicher Höhe herum, der aber nur teilweise noch zu sehen ist. Den guten Erhaltungszustand verdankt man dem wohl geübten Renovator Hammer aus Ulm. Er hat nichts hinzugemalt oder nachgezogen, sondern hat lediglich zur stärkeren Hervorhebung der leuchtenden Farben den Mauerverband mit einer ganz dünnen und hellen Schlemme getönt.

Stilistisch lassen sich die Malereien als Übergang romanischer Stilmittel zu gotischen bestimmen. Damals war auch in der Architektur die Gotik von Wimpfen im Tal über Lauffen, Eßlingen bis nach Reutlingen vorgedrungen. In Reutlingen stand bereits die Ostpartie zu Unserer Lieben Frau. Ein gewisser Realismus und eine Freude am Szenischen ist festzustellen, die nichts mehr mit der bloßen starren Aufreihung von Figuren zu tun haben. Die Anordnung in Friese und Felder strebt schon durchgängige Zusammenhänge an, wie sie dann in der Portalplastik von Rottweil und Gmünd vollendet werden. Ganz deutlich ist das theologische Programm, wie wir es etwa noch teilweise aus Bebenhausen im frühen 14. Jahrhundert kennen. Es verrät die scholastische Denkweise, die damals in den württembergischen Klöstern zu beobachten ist. Im Mittelpunkt die Heilsgeschichte, um die sich die Geschichte der Patrone und Heiligen rankt.

Am auffallendsten ist der für das 13. Jahrhundert und die Zisterzienser typische Marienkult. Das führt uns zur Frage der Altäre und der Pfründen. Decker-Hauff will die Bischofsgestalten im nördlichen Nebenchor auf die Hirsauer Lieblingsheiligen Niko-

laus und Aurelius deuten. Sie kommen in dieser Ordnung etwa auch auf der Kumburg vor. Auffallend ist, daß in den Malereien keine einzige Mönchsgestalt erscheint. Vielleicht hat es in Sankt Martin nie mönchische Chorherren gegeben.

Daß der Hauptchor einen Martinsaltar hatte, der schon 1140 bezeugt ist und auf den Patron der ersten Martinskirche zurückweist, die vor den Hirsauern hier stand, ist so gut wie sicher. Ein Nikolausaltar wird erst 1441 erwähnt, aus Anlaß der Übergabe der Pfründen des Herrn von Kayb und seiner Gemahlin Else von Dürrmenz an das Sindelfinger Stift.

„Vor der Reformation“, berichtet die Oberamtsbeschreibung von 1838, „bestanden eine Frühmeßpfründe, eine Maria-Magdalena und eine Caplanei zu U. L. F. Erstere hatte Württemberg, die zweite das Fischersche Geschlecht (eine Katharina Fischer aus Neckartailfingen) und letztere das Capitel Urach zu verleihen.“

Daß im südlichen Nebenchor um 1300 schon der Maria-Magdalenen-Altar stand, beweisen die Malereien. Der liber decimationis von Konstanz (Steuerbuch) meldet 1275 zwei Kaplaneien in Sankt Martin, wozu noch als Filialen eine Bernhardskapelle und in Grötzingen eine Hl. Kreuzkapelle kamen. Die zweite Kaplanei ist wohl die zu U. L. F. gewesen, deren Altar an der Nahtstelle von Laien- und Mönchskirche als Kreuzaltar gestanden haben kann.

Den Marienkult bezeugen die Malereien eindeutig. Die Frühmeßpfründe scheint erst im 15. Jahrhundert vielleicht in der Zeit errichtet worden zu sein, als 1471 auch das Besetzungsrecht der Pfründen auf die Sindelfinger Chorherren im Zuge der eberhardinischen Neuordnungen überging. Ob es außer dem Genannten noch Barbara- und Katharina-Altäre (nach der Stifterin Katharina Fischer) gegeben hat, ist nicht sicher, die Malereien scheinen diesbezügliche Vermutungen zu bestätigen. Wir hätten dann im Blick auf die Bedeutung von Sankt Martin bis in die Reformationszeit so ziemlich alle Lieblingsheiligen der spätgotischen Frömmigkeit beieinander. Daß die Neckartailfinger Kirche eine Art kirchlicher Mittelpunkt gewesen ist, erweisen auch seine Filialen im 13. Jahrhundert, zu denen Altdorf, Schlaitdorf und Grötzingen gehörten. Nach dem Willen des Grafen Eberhard im Bart sind die Pfründen von Sankt Martin zum Ausstattungsgut der neu gegründeten Tübinger Hochschule über die Sindelfinger Chorherren geschlagen worden. Nachgewirkt hat dies noch bis 1920, wo die Tübinger Universität die Pfarrbesetzung an die Landeskirche abgegeben hat.



1. Die Criesbacher Linde nach dem Wirbelsturm von 1909

Aufnahme: Breyer

Fränkische Gerichtslinden im Kreis Künzelsau

Von Georg Wieser

„Dort, an des Kochers schönem Gestade, wo sich des Dorfes Häuser dehnen vom Fuße des Berges herab zu dem Tale und sich ergießet ein murmelnder Bach von der Höhe, um zu vermählen die rieselnde Flut mit dem rauschenden Flusse; dort, wo sich endet der Gürtel des Kochers, am anderen Ufer steht die Linde, einst in glücklichen Tagen der Vorzeit von den Vätern des Dorfes gepflanzt, das Criesbach genannt wird.“ – So beschreibt der Ingelfinger Dichter K. K. A. *Hahn* 1826 die Lage Criesbachs und seiner alten Centgerichts-Linde, die nach der Neuenstadter Linde einst die mächtigste in Württemberg war, mit

9 m Stammumfang in Brusthöhe. Sie hatte sieben Äste von etwa 1 m Durchmesser, die nach den Wochentagen gezogen worden waren. Der zentrale vertrat den Sonntag. Die übrigen waren bis auf den „langen Samstag“ etwa von gleicher Größe. Bild 1 zeigt den altehrwürdigen Baum, der 1909 durch einen Wirbelsturm stark beschädigt wurde und damals schon gipfeldürr und innerlich morsch war. Am 9. Oktober 1926, morgens um 2 Uhr, knickte ein Südweststurm den hohlen Stamm dicht über dem Boden ab. Inzwischen bildete der Stumpf jedoch wieder eine Krone, die sich ständig weiter vergrößert.



2. Die Centgerichtslinde in Hollenbach

Aufnahme: Wieser

Die zweitälteste Linde im Kreis Künzelsau ist die über 600 Jahre alte Centgerichts-Linde von Hollenbach, die ca. 2,5 m Durchmesser hat und heute wieder 20 m hoch ist, nachdem ihre Krone vor rund 100 Jahren vom Sturm geknickt worden war.

Sie besitzt 7 waagrechte, kräftige, oft verzweigte Äste von 5–8 m Länge, die nach dem 1. Weltkrieg durch 17 neue Pfeiler gestützt wurden, welche die Namen der 31 Kriegsgefallenen tragen. Ein mit Lorbeerkranz, Stahlhelm und Eisernem Kreuz geschmückter Steinblock trägt auf 3 Seiten die Inschriften: „Die dankbare Heimatgemeinde – ihren gefallenen Söhnen – im Tode unbesiegt, unvergessen, unverloren, 1914–1918“ (für die Gefallenen und Vermissten des 2. Weltkriegs wurde ein Gedenkstein auf den Friedhof gestellt).

Hollenbach war seit Karls des Großen Zeiten Sitz eines Centgerichts, dessen Gebiet über Weikersheim hinausreichte, das sich später zum Hauptort entwickelte und wohin Krafft von Hohenlohe 1360 dieses Gericht mit kaiserlicher Erlaubnis verlegte. Doch be-

hielten Hollenbach, Adolzhausen und Herbsthausen, die bis 1453 nach Hollenbach eingepfarrt waren, ein eigenes Gericht, dem Graf Wolfgang von Hohenlohe, der Gründer der Weikersheimer Linie, 1603 ein Siegel verlieh mit einem geteilten Schild, oben mit einem halben goldenen Löwen im schwarzen Feld und unten mit den zwei ineinander verschlungenen Buchstaben H und A in Gold. 1677 wurde in Hollenbach nochmals eine Richtstätte erstellt, die aber 1719 wieder beseitigt wurde.

Als Gerichtsort war Hollenbach mit Graben und Mauer bzw. Hag umgeben. Die Durchgangsstraße war durch 2 Tore geschützt, durch das Herbsthauser Tor, das um 1830, und durch das Ailringer Tor, das schon anfangs des 19. Jahrhunderts abgetragen worden ist. Im NW befand sich das Herrschaftshaus, der sogenannte Wolframsturm mit 6,8 m großer quadratischer Grundfläche und mit 1,6–1,8 m dicken Mauern. In ihm hatten Flüchtlinge 3 Tage Asylrecht. Die Bischöfe von Würzburg besaßen als oberste Gerichtsherren (Herzöge von Franken) ein Öffnungs-



3. Die 300jährige gipfellose Gerichtslinde von Niedernhall,
dahinter eine 200 Jahre ältere Linde mit buschiger Krone, die 1950 beseitigt werden mußte

Aufnahme: Wieser

recht über diesen Turm, der nach Dr. Kost seinen Namen von dem 1322–1333 regierenden Würzburger Bischof Wolfram erhalten haben soll. Im 13. und 14. Jahrhundert dürfte dieser Wehrturm von den 1213–1363 urkundlich erwähnten ortsadeligen Herren von Hollenbach bewohnt worden sein, die Dienstmannen der Edelherren von Hohenlohe waren.

Zu ihrer Zeit, anfangs des 14. Jahrhunderts, dürfte die Gerichtslinde gepflanzt worden sein, südlich vom Wolframsturm und östlich von der um 1300 umgebauten Stephanuskirche. Bild 2 läßt erkennen, daß die unteren Äste auf einem von 17 Pfeilern getragenen Gerüst eine Laube bilden, in welcher früher die Gerichtsverhandlungen und bis in die letzte Zeit die „Gemeinde“ abgehalten worden sind, d. h. Verkündigungen des Bürgermeisters nach dem Sonntagsgottesdienst stattgefunden haben. Das neben der

zur Kirche führenden Treppe sichtbare Gewölbe mit ca. 2,5 m Spannweite ist nach Dr. Kost ein Schutzgewölbe für das früher in Teucheln in den Wolframsturm geleitete, überschüssige Quellwasser, das in dieser „Brunnenstube“ angesammelt wurde.

Eine weitere Gerichtslinde steht in der alten Salzstadt Niedernhall auf dem Anger vor dem 1856 abgetragenen Oberen Tor. Sie besitzt keinen Gipfel mehr und wird auf ca. 300 Jahre geschätzt. Ihre unteren Äste, die von Zeit zu Zeit gestutzt werden, ruhen auf einem von 8 Holzsäulen getragenen Gerüst. Bis 1950 stand daneben noch eine zweite, etwa 200 Jahre ältere Linde mit buschiger, aus einem Ast regenerierter Krone (Bild 3). Sie war von Roßameisen so zerfressen worden, daß mit ihrem Zusammenbruch gerechnet werden mußte, weshalb sie 1950 beseitigt wurde.



4. Aquarell von Künzelsau (nach 1820). In der rechten unteren Ecke die Dorflinde; die unteren Äste bilden auf einem von Säulen getragenen Gerüst eine Laube, über welcher der bis zum Gipfel entastete Stamm wie ein Maibaum emporragt

Einst befand sich hier die Thing- und Gerichtsstätte für den Centbezirk Alt-Neufels, später Hermersberg, zu dem das Kochertal von Niedernhall bis Künzelsau und Morsbach gehörte. Als Niedernhall 1356 von Kaiser Karl IV. das Stadtrecht erhielt, wurde es aus der Cent Hermersberg herausgelöst und die Linde bei Criesbach als Malstätte bestimmt. – Die Niedernhaller Gerichtsverhandlungen fanden mehr und mehr im Rathaus statt, wo sich über der Türe des einstigen Gerichtszimmers der beherzigenswerte Spruch eingeschnitten findet: „Eines Mannes Rede ist eine halbe Rede. Man soll sie hören alle bede.“

Heute versammelt sich an der alten Thingstätte nur noch die Niedernhaller Jugend zu fröhlichem Spiel unter der schattenspendenden Linde, die dann und wann auch Treffpunkt für Wandergruppen ist. Eine Aushängetafel an einem der Pfeiler mit Mitteilungen des Bürgermeisters ersetzt die früheren Gemeindeversammlungen. Unser Leben ist unpersönlicher geworden.

Auch die Kreisstadt Künzelsau besaß anfangs des 19. Jahrhunderts noch zwei laubenartig zugeschnit-

tene Linden, die Dorflinde auf dem Anger und das „Lindle“ am Rande der Hochfläche westlich der Stadt. In Augustin Haags Markungskarte von Künzelsau aus dem Jahre 1816 sind beide Bäume eingezeichnet. Ein Aquarell von Künzelsau (Bild 4), das nach Abbruch des Unteren Tores (1820) entstanden ist, zeigt das auf dem Schuttkegel des Künzbachs erbaute, von Mauer und Graben umgebene Städtchen mit dem „Insele“ und der an einen Maibaum erinnernden Dorflinde auf dem Anger (rechte, untere Bildecke), dem Festplatz des Städtleins. Die Dorflinde mußte 1857 der heutigen Glenk'schen Schuhfabrik weichen. Auf dem „Insele“ zwischen Kocher, Künzbach und Mühlkanal wurde 1857 ein Reis aus dem Gipfel der gefällten Dorflinde gepflanzt. Der daraus hervorgegangene stattliche Baum ist also jetzt 100 Jahre alt. Er hat in Brusthöhe 3 m Umfang.

Einen heute unverständlichen Standort nimmt das „Lindle“ ein. Es fällt heute vom Tal aus kaum auf, weil seine Krone nur wenig über die Waldbäume emporragt. Als es angepflanzt wurde auf der „Wüstung“, der Steppenheide über den Klee- und Kar-

toffeläckern des westlichen Talhangs, dort wo der nach Niedernhall führende Weg die Hochfläche erreichte, hatte man gerade hier einen bezaubernden Ausblick auf Künzelsau und das Kochertal mit Garnberg, Morsbach und Kocherstetten, auf den Wartberg und das Künzbachtal, sowie flußabwärts auf Nagelsberg, das Deubachtal und die alte Zarge. Dieser hervorragende Aussichtspunkt auf das Heimatstädtchen und seine schöne Umgebung mag den Entschluß hervorgerufen haben, hier eine Linde zu pflanzen. Darüber hinaus wurde sie an einem wichtigen Markungspunkt errichtet, auf der Stelle eines Grenzsteins gegen die Hohenlohe-Ingelfingische Herrschaftswaldung, die hier einen Keil in die Künzelsauer Markung hineintreibt.

Die ursprünglich waagrecht gezogenen Laubenäste waren später nicht mehr zurückgeschnitten worden und entwickelten sich zu 18 Ersatzgipfeln, die sich zu einer anscheinend ziemlich regelmäßigen Krone zusammenschlossen. Im entlaubten Zustand erwies sich diese Krone allerdings weniger einheitlich gebaut. Ihre Zweiseitigkeit wurde dem trotz Zumauerung der Hauptstammwunde etwas vermorschten und durch Roßameisen zerfressenen Baum im Mai 1955

zum Verhängnis. Ein heftiger Windstoß zertrte so heftig an der südöstlichen Kronenhälfte, daß infolge der Hebelwirkung der langen Gipfeläste der morsche Grundstamm auseinanderbrach. Die stehengebliebene Baumhälfte mit ihren fünf hohen Gipfelästen wurde zwar abgestützt, dürfte sich aber nicht lange halten können.

Von den übrigen Dorflinden im Kreis Künzelsau soll nur noch die Neusaßer Linde erwähnt werden. Sie ist ein natürlich gewachsener, hoher und breiter Baum mit ca. 1,5 m Durchmesser (Bild 5) und wurde in der Nähe der alten „Hochstraße“, am Rande des Messeplatzes gepflanzt, wo seit dem 14. Jahrhundert und bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts starkbesuchte Märkte, verbunden mit Wallfahrten, abgehalten worden sind. Während sonst die unteren Lindenäste zu einem schattigen Laubdach geformt wurden, zimmerte sich ein Neusaßer Förster einen durch eine Treppe leicht zugänglichen luftigen Hochsitz in die Baumkrone hinein. Wenn auch der Brunnen nicht in nächster Nähe dieser Linde steht, so dürfte auch in ihrem Schatten süß geträumt und Freud und Leid zu ihr getragen worden sein.



5. Die mächtige, fast kugelrunde Linde von Neusaß über Schöntal/Jagst
(links die Kirchturmspitze der Wallfahrtskirche Neusaß)

Aufnahme: Wieser

Der Hochrhein — bedrohte Landschaft

Von Hermann Kiefner

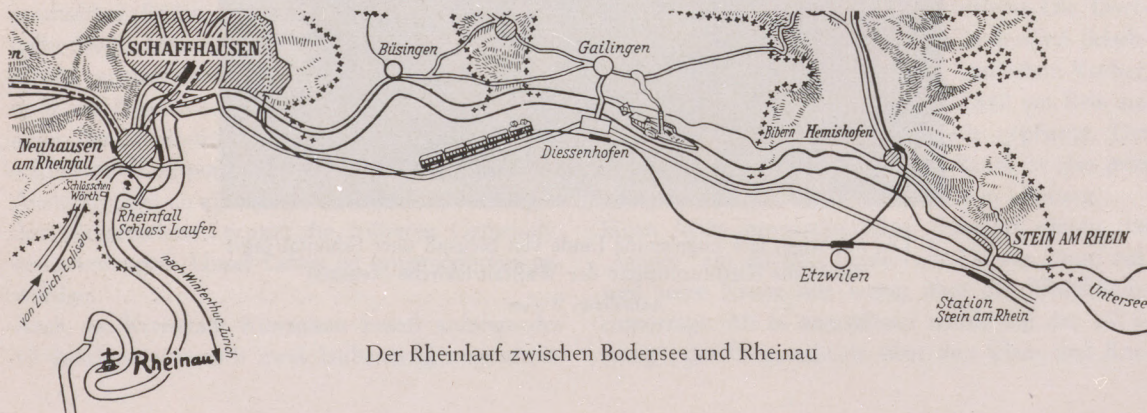
Die Landschaft des Hochrheintales ist heute von allen Seiten bedroht. Es bestehen bereits deutsch-schweizerische Abmachungen, das Strombett zu regulieren und zu kanalisieren. Auch Österreich will die Hochrhein-Kanalisation vorantreiben, um auf dem Wasserwege mit billigeren Frachttarifen Kohlen, Koks, Eisenerze und Kunstdünger gegen Holz, Kies, Steine und Industrieartikel einzuführen. Die Bregenzer Bucht soll mit Basel zu einem neuen Schifffahrtsweg verbunden werden.

Der österreichische Rheinhafen Bregenz würde für die Tatsache entschädigen, daß dieses Land heute ganz von den Weltmeeren abgeschnitten ist. Die Experten in Baden-Württemberg haben sich zum „Deutschen Rheinschiffahrtsverband“ in Konstanz zusammengeschlossen, die Projekte sollen in möglichstster Bälde durchgeführt werden. Mit dem Bodensee-Idyll ist es dann aus. Züge von Frachtkähnen und Schleppern werden den See der ganzen Länge nach durchqueren, Industrien an den Ufern Boden fassen, Rauch und Lärm alle feineren Werte erstickten.

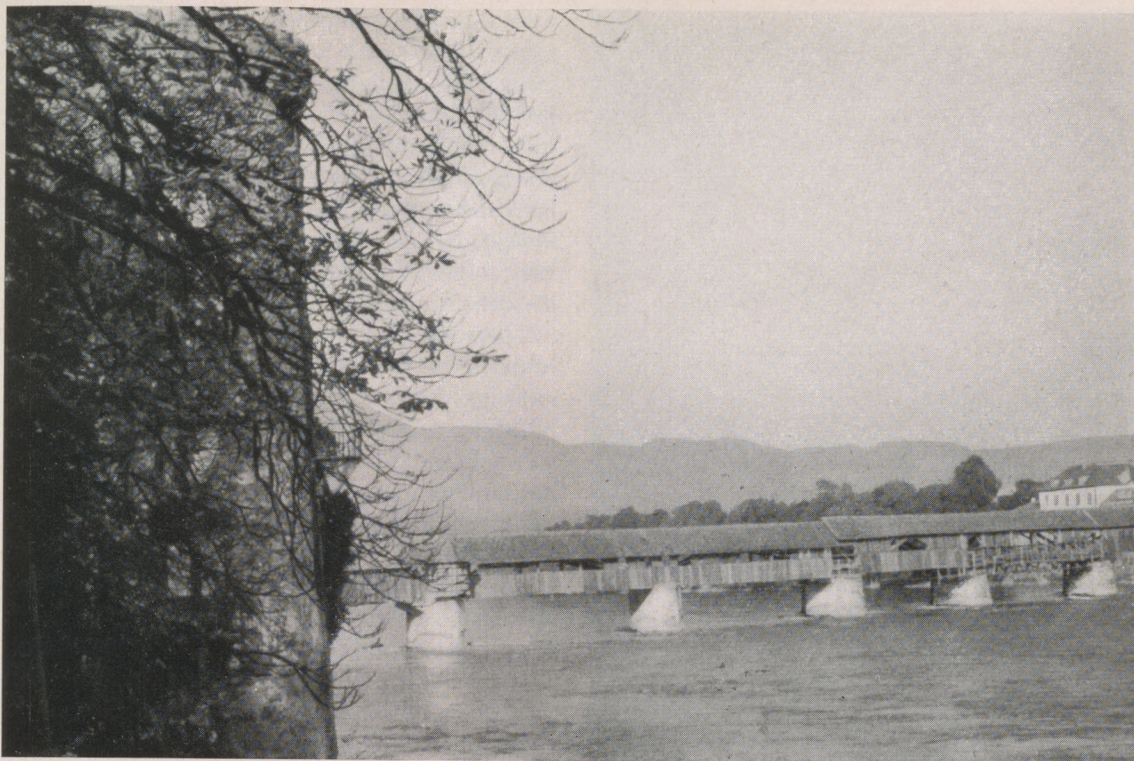
Der Schwäbische Heimatbund hat den Hochrhein und den angrenzenden Thurgau verschiedentlich bereist. Ich selbst sah mir unlängst nochmals diese einzig schöne Stromlandschaft an und nahm ihre Bilder in Herz und Sinnen. Ich wollte sehen, was da zwischen Stein und Basel am Wege liegt und machte manche neue Entdeckung. Stein und die darüberliegende Burg Hohenklingen, die breit im Wasser liegende, schön geschweifte Brücke, das Kloster St. Georgen, dessen Fachwerk sich unmittelbar aus dem klaren Rheinstrom erhebt, geben ein entzückendes Bild mit den Pappeln, die sich sanft im Winde

wiegen. Nicht unterließ ich, auch den Werder zu besuchen mit der St. Othmars Kapelle. Schon in prähistorischer Zeit waren hier menschliche Siedlungen. Das Schilf-Ufer ist ein Naturschutzpark. Von Stein aus geht die Fahrt mit dem bequemen Motorschiff nach Schaffhausen. Diese einzigartige Stromfahrt gehört zu den schönsten Europas. Das Hochrheintal zeigt noch deutlich Züge glazialer Entstehung. Nach Abschmelzen des Rheintalgletschers hat der Rhein sein inzwischen verschüttetes Tal nicht auf allen Strecken wieder gefunden und war genötigt, sich in das Juragestein einzuschneiden. Als echter Wildstrom brauste er im Diluvium noch durch das Bodenseebecken, dessen Ufer noch nicht überall gefestigt waren. Ammianus Marcellinus (um 370 n. Chr.) berichtet, daß der Rhein in wilden Wasserfällen aus den Bergen kommend schließlich den ausgedehnten, runden Bregenzer See erreiche, der rings von undurchdringlichen Sumpfwäldern umgeben sei. Das Wasser des Rheins vermische sich nicht mit dem des Sees, sondern ziehe strudelnd in schäumenden Wirbeln wie ein Strom durch die sonst träge Wasserfläche, die im übrigen vollkommen ruhig bleibe.

In geschlossenem Flußschlauch stürmt der Hochrhein zwischen den meist hohen und steilen, oft unterwaschenen Ufern mit starkem und ungleichmäßigem Gefälle dahin, scharf erodierend und nirgends zur Aufschüttung neigend. Nur stellenweise ist der Strom durch Hindernisse aus der Bahn geworfen. In diesem Fall hat er sich jedesmal ein neues Felsbett in den Muschelkalk eingegraben, mit wild aufschäumenden Stromschnellen, vor allem am Rheinfall bei Schaffhausen und im Bereich des Schwarzwaldes (der großartige Durchbruch mit den Schnellen von Laufenburg und das „Gewilde“ oberhalb Rheinfelden).



Der Rheinlauf zwischen Bodensee und Rhein



Alte Holzbrücke über den Rhein bei Säckingen

Aufnahme: Kiefner



Der Rhein ist hier schon ein stattlicher Strom

Aufnahme: Kiefner



Kloster Rheinau

Aufnahme: Suter

Höhenzahlen:

Konstanz	398 m N. N.
Schaffhausen	405 m
Waldshut	310 m
Wehra-Mündung	274 m
Basler Rheinknie	245 m N. N.
(Mainz)	81 m N. N.)

Bei Basel ist der Rhein schon ein stattlicher Strom von 200 m Breite und einer Wasserführung von ca. 860 cbm i. d. Sek., wasserreicher als die Elbe bei Hamburg (660 cbm). Er nimmt dann als „Oberrhein“ allmählich einen anderen Charakter an: Er schüttet auf und verlegt andauernd sein Bett, bis ihm moderne Kanalisation den Wildstromcharakter nimmt, den er bisher zur Schau getragen hat.

Doch zurück zu den Anfängen, wo er sich bei Stein aus dem flachen Becken des Untersees löst.

Wir hatten ja in Stein das Rhein-Schiff bestiegen. Herrlich das klare unverbrauchte Wasser des stattlichen Flusses mit seinen schönen Ufern, wo im Schilf Wildenten und Taucher rudern, auf den Bäumen Fischreiher nisten. Herrlicher Rückblick auf den Hohen Klingen, dann Diessenhofen mit seiner hölzernen bedachten Brücke und dem malerischen Riegelbau der Gred, einem alten Zoll- und Lager-

haus, unmittelbar am Fluß, weiterhin die hoch gelegene weiße Kirche der Enklave Büsingen, schließlich der Anblick des alten vieltürmigen Schaffhausen. Ich hielt mich drei Tage in der interessanten Grenzstadt auf und wohnte in einem alten Gasthaus am Schwabentor: Die mittelalterlichen Gassen mit ihren Patrizierhäusern (z. B. Zum Ritter, Zur schwarzen Straußfeder, Zum blauen Traub, Zum Kleinen Käfig) vielfach, wie in Stein bemalt und mit Erkern verziert, die charakteristischen Türme von Allerheiligen und St. Johannes, die Feste des Munot, alles, was im Museum „Allerheiligen“ zu sehen ist (Kelten-Ausstellung), dann natürlich das Wunder des Wasserfalls fesselten mich. Ich sah den Wassersturz nicht das erstemal, aber er ist doch der schönste und poesievollste, den man sich denken kann. Seine Erhaltung müßte garantiert sein.

Vom Schloßchen Wörth aus ging ich den Fischerpfad, erklimmte die Höhe über dem rechten Ufer und gelangte über die Grenze bei Altenburg am Hürbigberg nach Kloster Rheinau, wonach mein Sinn besonders stand. Man geht hier auf Scheffels Spuren, der im „Juniperus“ kunstvoll Natur und Geschichte in ein romantisches Bild verflochten hat. „Rhinau“, auf einer spitzen Insel im Rhein gelegen, war eine reiche Abtei und geistliches Fürstentum des Benediktiner Ordens, gegründet vom hl. Fintan, einem Schotten aus königlichem Stamm, um 800. Wolfrat von Kyburg war der Stifter des Klosters. – Heute erinnert noch die barocke, zweitürmige Klosterkirche, besonders der riesige, mit Zierrat und Figuren überladene Hochaltar, an die einstige Bedeutung dieser Abtei. Im Chor sieht man noch St. Fintans Grabmal mit der Legende der Stiftung in Holz-Reliefs.

In der berühmten, reich mit Holzschnitten und Wappen ausgestatteten Schweizerchronik des Johannes Stumpf, in der alle die Orte des Hochrheins abgebildet sind, heißt es: „Under der statt Schaffhausen volget der erst und größte wasserbruch oder fal deß Rheyns (Cataractae Rheni), zu Teutsch der ‚Lauffen‘ genennet. Daselbst falt der Rheyn über ein hohen velsen hinab mit einem grausamen gethön und rauschen. Da mag kein Schiff hinauff kommen, auch keins hinab, man wölle es dann verschätzen . . . Diser wasserbruchen oder fäle am Rhyn sind drey, der erst un gröste ist diser von Schaffhausen, der ander, cataractus minor zu Lauffenburg, der dritt im Helhacken ob Rhynfelden.“ Damit sind wir im Gebiet der vier ehemals vorderösterreichischen Waldstädte: Waldshut, Lauffenburg, Säkingen und Rhein- felden.

Die fluvialen Aufschüttungen vom Rheingletscher her, dessen äußerste Moränen in der „Riß-Eiszeit“ bis unmittelbar in das Schwarzwaldgestein heranreichten, führten im Bereich des Schwarzwalds zu dem großartigen Durchbruch der Stromschnellen von *Laufenburg*. Hans Thoma hat das alte Bild in einem herrlichen Landschaftsgemälde festgehalten (1887). Außerdem existiert ein schöner Stich: „Vue du Rhin à Lauffenbourg d'une des quatre Villes Forestières de l'Autriche Antérieure, où ce fleuve se précipite entre un amas de roches.“ Man sieht darauf über dem Strudel die „gehenkt Brugg“ mit der Antonikapelle (1796 von den Franzosen zerstört), die Stromschnellen des „Laufen“ mit den „Laufenknechten“, welche in der „Enge“ den „Fäng des Salmen“ betreiben.

Heute ist das Bild von Laufenburg durch die Sprengung der Felsen und Anlage eines Kraftwerks bereits stark beeinträchtigt, wenn auch künstlich geschont. Auf der Strecke Stein-Basel befinden sich bereits ein ganzes Dutzend Wasserkraftwerke in Betrieb:

	Leistung in 1000 PS	
Rheinklingen	102,5	
Rheinfall		
Rheinau	35,5	
Eglisau	36,5	
Recklingen	32	
Waldshut	36	
Dogern	72	
Laufenburg	66	(in Verbindung mit dem Schluchsee-Kraftwerk)
Säckingen	44	
Schwörstadt	88	
Rheinfelden	24	
Augst	46	

Die Wasserkraft des Rheins soll noch weiter nutzbar gemacht werden. Der Fluß hat bei Waldshut von links die mächtige Aare aufgenommen (Brugg – Koblenz!), nach Rheinau die Thur, von rechts strömen ihm aus dem Schwarzwald bei Waldshut die Wutach mit Schlucht und Schwarza, später die Alb, Wehra und Wiese zu. Vom Bodensee her ist der Rhein nur bis Schaffhausen schiffbar, wo eine Barriere aus Jura-Kalk seinen Lauf hemmt. Nun ist die Schiffbarmachung der Flüsse und die Anlage von Kanälen gekoppelt mit den Anlagen zur Kraftgewinnung. Geplant ist also, den Rhein bis Basel für Kähne von 1000–1200 t, die Aare für solche von 600 t schiffbar zu machen. Wie in Nr. 6 der „Schwäbischen Heimat“ bereits ausgeführt wurde,



Stein a. Rh.

Aufnahme: Kiefner

bietet der Wasserweg über den künftigen Hochrhein Kanal gegenüber der Eisenbahn zumal bei Kohle keine nennenswerten Frachtvorteile. Es ist fraglich, ob sich das Projekt jemals lohnen wird, besonders auch bei der Unberechenbarkeit der Zukunft. Es werden mehr Werte zerstört als gewonnen.

Doch will ich in meiner Stromwanderung fortfahren. Unterhalb der Aaremündung (bei Koblenz, gegenüber Waldshut) bildet sich ein breites Rheintal. Wo der Strom hartes Gestein anschneidet, entstehen die schon genannten „Engen“ und „Schnellen“, so am linken Ufer bei Laufenburg, wo eine große Anlage die Wasserkraft ausnutzt und in Rheinfelden. In Säckingen entfaltet der junge Rhein dann seine ganze Pracht. Die Ufer-Promenade, der schöne Stadtgarten am Trompeter-Schlößchen, der Blick auf den gut 200 m breiten, silberglänzenden Strom, auf dem Wildschwäne ihre Bahn ziehen, die alte „Waldstadt“ mit dem runden Gallusturm und dem zwei-türmigen Fridolinsmünster, vor allem die alte hölzerne Rheinbrücke geben herrliche Ansichten. Technik und Denkmalschutz müssen sich auch hier vertragen.



1.



2.



3.



4.

Der 80jährige Schindelmacher Jakob Rais bei der Arbeit: 1. Mit Spaltklinge und Holzhammer werden keilförmige Platten aus der Holzrugel geschlagen; 2. und 3. Mit Schindelmeß oder „Lehre“ wird die Platte in Schindeln aufgespalten; 4. Mit dem „Schneidmesser“ wird auf dem „Schneidbock“ die Schindel zurechtgeschnitten und geglättet.

Aufnahmen: Götz, Alpirsbach

Die Schindelmacher von Busenweiler

Von einem alten Schwarzwälder Handwerk

Von Christian Hindennach

Nicht nur alte Schwarzwaldhäuser, sondern alle möglichen Gebäude landauf, landab erhielten und erhalten heute noch ein sogenanntes „Schindeltäfer“, d. h. eine Verkleidung der Außenwände mit kleinen Holzschindeln. Das Schindeltäfer sieht sehr warm und anheimelnd aus und schützt vor allem ausgezeichnet gegen Wind und Wetter. Wie ein Schuppenpanzer liegen die kleinen Schindeln übereinander.

Diese Schindeln werden heute noch vielfach handwerklich, d. h. in Handarbeit ohne Maschine hergestellt. Die Hersteller heißt man landläufig „Schindelmacher“ oder „Schindeldecker“, weil sie gleichzeitig die Häuser „anscindeln“. Der Hauptsitz der Schindelmacher und Schindeldecker ist in *Busenweiler* im Heimbachtal. Hier, im Südwestzipfel des Kreises Freudenstadt, werden seit 200 Jahren Schindeln hergestellt. Rais, Lehmann, Eßlinger, Meyer (Aischfeld) sind weitbekannte Schindeldeckerfamilien. Der bald 80jährige Jakob Rais hat 1904 die Meisterprüfung im Schindeldeckerhandwerk abgelegt. Sein Urgroßvater – vor fast 200 Jahren – war anfänglich noch Strohdächer, weil man damals noch überall Strohdächer hatte. Die Busenweilemer Schindelmacher kamen und kommen heute noch weit über ihre engere Heimat hinaus. Mit ihren guten, handgemachten Täferschindeln kann man sie überall zwischen Rhein, Donau und Neckar antreffen. Ein paar Namen mögen genügen von Orten, an denen z. B. Schindeldeckermeister Jakob Rais schon überall Busenweilemer Schindeln „angescindelt“ hat: Im Kinzigtal, Alpirsbach, Schiltach, Wolfach, Hausach bis Gengenbach; in Hohenzollern bis Hechingen und Haigerloch; über Horb, Reutlingen bis Kirchheim, ja sogar bis Heilbronn; in Baden-Baden, Wiesloch bei Heidelberg bis Oppenheim, ja einmal sogar bis Honnef bei Bonn. Auch die vornehmsten Herrschaften haben ihn schon angestellt, z. B. der Fürst von Löwenstein und die Besitzer von Burg Eberstein. Heute kommen die meisten Aufträge aus der Schwenninger und Tuttlinger Gegend und natürlich aus der näheren Umgebung. Außer in Busenweiler gibt es noch Schindelmacher in *Betzweiler* (Eisele und Kraibühler) und *Oberbrändi* (Müller). Vereinzelt auch in *Wälde*, *Fürnsal*, *Stern-eck*, *Reutin* und *Fluorn* – lauter Ortschaften, die im Heimbachtal bzw. drumherum liegen.

Bei einem Blick in eine Schindelmacherwerkstatt ist man sichtlich erstaunt. Hier ist die Zeit scheinbar stillgestanden. Genau wie vor 100 Jahren wird hier noch gearbeitet: Der Schindelmacher sitzt auf einem Hocker, mit „Spaltklinge“ (auch „Spaltlomel“ genannt) und Holzhammer zerlegt er seine Holzblöcke oder „Rugeln“ in keilförmige Platten entsprechend dem Verlauf der Markstrahlen. Diese Holzblöcke oder Rugeln werden draußen vor der Werkstatt vom Stamm oder Scheit einer Fichte abgesägt, die er möglichst astfrei gekauft hat. Die geviertelten, keilförmigen Platten werden nun, eine um die andere, dem Verlauf der Jahresringe entsprechend in 4, 5 oder 6 cm breite Klötzchen zerschlagen. Die Breite wird mit einer entsprechenden Holzschablone, dem „Schindelmeß“, der sogenannten „Lehre“, gemessen. Die Klötzchen werden dann jeweils wieder den Markstrahlen nach in Schindeln aufgespalten. Nun wird die Schindel auf dem „Schneidbock“ mit dem „Schneidmesser“ zurechtgeschnitten – vorne dicker als hinten (konisch) – auf beiden Seiten geglättet und an einem Ende schön abgerundet. Zur Herstellung von 1000 Täferschindeln braucht ein Mann in zehnstündiger Arbeit etwa einen Tag.

1000 Täferschindeln kosten heute etwa 20 DM, früher 2,50 DM. Um 1 qm anzuschindeln braucht man, je nachdem, ob die Schindeln 4, 5 oder 6 cm breit sind, etwa 400–600 Schindeln. Ein Quadratmeter Schindeltäfer kommt auf etwa 15–20 DM. Fabrikschindeln sind auch nicht billiger, zudem haben diese den Nachteil, daß sie sich gern verziehen oder „aufblättern“, weil sie ohne Rücksicht auf Markstrahlen und Jahresringe einfach ausgesägt werden. Die Täferschindeln werden auf eine waagrechte, am Haus angebrachte Bretterverschalung aufgenagelt. Auch das will gelernt sein: *Schindeldeckerarbeit ist Facharbeit.*

Die kleinen Holzschindeln müssen nach genauer Anordnung übereinander zu liegen kommen. Der Schindeldecker steht dazu auf einem Holzgerüst, hat das Schindeldeckermaterial vor sich in einem Korb, den er gewöhnlich mit dem eigenen Körper gegen die Wand festhält. Nun schlägt er mit dem sehr praktischen „Beil“, welches als Hammer, Axt und Zange gebraucht werden kann, die Schindeln mit kleinen

Nägeln, den sogenannten „Schindelstiften“, auf die Holzverschalung auf – eine Reihe auf die andere. Die Schindeln dürfen mit dem abgerundeten Ende immer etwa eine halbe Handbreite (4–6 cm) untereinander hervorschauen. Sie dürfen aber niemals „blöken“, wie man sagt, d. h. nicht absteigen, sondern müssen immer „satt“ und dicht aufliegen, damit Kälte, Regen und Wind nicht eindringen können. Um gegen den Wind ganz gut abzudichten, wird manchmal auch noch Dachpappe unterlegt. Eine richtige Verschindelung soll 100 Jahre halten, wenn der Ölanstrich regelmäßig wiederholt wird.

Außer den „Täferschindeln“, von denen immer 2000 in einen Sack kommen, gibt es auch noch die „Ziegelschindeln“ und die „Dachschindeln“, mancherorts auch „Lander“ genannt. Die Ziegelschindeln, die man unter zwei nebeneinander liegende Dachziegel steckt, damit der Spalt abgedichtet wird, werden in Bündeln zu 500 Stück verkauft. Durch alle möglichen neuartigen Ziegel werden sie immer mehr verdrängt. Die Dachschindeln sind gesägte Brettchen und gelten oder galten als Ziegelwerk.

Die Maschine hat das Handwerk überall stark verdrängt. Aber trotz allem, das alte Schindelmacherhandwerk in Busenweiler lebt noch. Freilich, früher war es viel schöner, sagen die Alten, da ist man noch mit den Schindeln mit Pferd und Wagen hinausgezogen, ja oft sogar weit ins Badische, Württembergische oder Hohenzollerische gelaufen. Selbst wenn eine Eisenbahn ging, hat man das Fahrgeld gespart und lieber ein paarmal unterwegs eingekehrt. In der „Linde“ in Dornhan wurde oft spät nachts gewartet, bis die Busenweilemer Schindelmacher auf ihrem meist sehr weiten Heimweg vorbeikamen und dann einkehrten. Da wurde dann gevespert, gesungen und getanzt. Überhaupt ging es früher auch beim Schindelmacherhandwerk recht fröhlich zu. Winters wurden in der großen Stube die Schindeln hergestellt. Da saßen dann die Schindelmacher an ihren Schneidböcken nebeneinander, sangen, erzählten und lachten. Oft war die Stube so voll von Holzrugeln, Schindeln und Werkzeugen, daß „d’Muadder net amol gwißt hot, mo se ’s Essa ’nastella soll.“

Karl Eugen gegen Friedrich

Von der Tragik württembergischer und deutscher Geschichte im 18. Jahrhundert

Von Wilhelm Kohlbaas

So gründlich ist uns der Stolz auf nationalen Waffenruhm vergällt, daß auch das Wissen um eine große Leistung, wertvoller als eitle Freude an der „Gloire“ oder als die Spannung blutrünstiger Umerziehungsfilme, in der deutschen Geschichtsbetrachtung immer mehr verkümmern mußte. Von jeher hat uns der Zwiespalt gegensätzlicher Standpunkte, von Welf und Waiblingen über die trennenden Reformationsfolgen bis zum heutigen Parteiwesen, kaum einmal die unbefangene einhellige Freude an einem nationalen Helden gegönnt, und zu oft ist ja solcher Lorbeer in Kämpfen unter Deutschen, Siegen über Deutsche erungen worden! Wie wenig selbst Bismarcks Einigungswerk, trotz des im Jahre Siebzig gemeinsam vergossenen Bluts, noch unter seinen Epigonen im führenden Bundesstaat als eine *deutsche* Sache empfunden wurde, zeigte sich, als vor knapp 50 Jahren ein sehr prominenter preußischer Abgeordneter mit boshafter Spitze gegen die „süddeutschen Hilfsvölker“ den uralten Spottvers von der Schlacht bei Roßbach zitieren konnte:

„Und wenn der große Friedrich kommt
und klopft nur auf die Hosen,
so läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen ...“

Was im Jahr 1757 freudig belacht werden konnte, war im Deutschen Reich von 1907 eine grobe Taktlosigkeit (auf die der bayrische Kriegsminister von Horn, nach der Sitte der Zeit, mit einer Pistolenforderung antwortete!), und sie ist bis 1914 und noch später nicht die einzige geblieben.

Heute, zweihundert Jahre nach den Tagen von Roßbach und Leuthen, werden wir darauf nicht etwa erwidern, daß das historische Bild des „Alten Fritz“ von manchen Schatten verdunkelt war – die Forschung hat sie von allen Seiten untersucht, und doch war er mit all seinen Fehlern, Launen und Ungerechtigkeiten „Friedrich der Einzige“, als den ihn schon die Zeitgenossen anerkannt haben; so sehen ihn heute auch wir Schwaben, deren Fahnen einst durch tragische Verstrickung gegen ihn geführt wurden und vor ihm in den Staub sinken mußten.

Daß der König, der so sehr allem Französischen huldigte, bei keinem seiner Schritte an die deutsche Nation dachte, ja daß seine Reiter Ordre hatten, auf die sächsischen Nachbarn als „Erbfeinde“ mitleidloser einzuhaufen als auf die nichtdeutschen Kriegsvölker der Maria Theresia, ist seltsam bedeutungslos für das Gefühl, warum man im Reich dennoch, nach Goethes Wort, zwar nicht preußisch, aber doch „fritzisch“ gesinnt war: weil er, seit die Habsburger den Ruhm Prinz Eugens vertan hatten, als erster wieder möglich machte, gegenüber so vielem unerträglichem fremdem Selbstgefühl auch einmal auf die Leistung eines Deutschen trotz seiner geringen Macht hinzuweisen.

Wie überstark mußte doch diese Bewunderung sein in einer Zeit, da der offizielle Patriotismus nur eben von den Toren Heilbronn bis zu denen Reutlingens reichen durfte (man denke doch an Schillers Lied: „... die Reutlinger, auf unsern Glanz erbittert, kochten Gift ...“!) Um den Ruhm dieses fernen Königs aber, des Gegners des Landesherrn, war etwas wie einst um den Gustav Adolfs – ähnlich problematisch gleichfalls wegen der egoistischen Ziele, denen auch jener Held aus dem Norden gefolgt war, und nicht weniger beeinflusst von konfessionellen Begriffen, die gerade im protestantischen Alt-Württemberg den Preußenkönig als berufenen Schützer des überlieferten Glaubens gelten ließen. Hier liegt der Grund zu der Unlust an diesem ganzen Krieg und zu dem geradezu gewollten Versagen der Schwaben, das der militärische Fachmann nur als unbegreifliche Schwäche und Schmach abtun wollte.

Man mußte auf die tiefe Spaltung der Reformation, auf die Mentalität des Dreißigjährigen Krieges (die bei manchen Geistern ja noch im 20. Jahrhundert kaum überwunden ist!) und nicht zuletzt auf die Glaubenssorgen der ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts zurückgehen, um zu ermessen, welcher Ungeheuerlichkeit sich Karl Eugen unterfing, als er, durch finanzielle Bande an Frankreich gekettet und von seiner Eifersucht gegen Friedrich, den sonst doch in so vielem nachgeahmten einstigen Erzieher getrieben, eine starke Heeresmacht, weit über seine Pflichten als Reichsfürst hinaus, gewissermaßen zu ganz persönlicher Fehde gegen den Preußenkönig unter die Waffen pressen ließ.

Noch war in Württemberg die Furcht unvergessen, die des Herzogs Vater, Karl Alexander, dem streng protestantischen Lande durch Begünstigung des Katholizismus eingejagt hatte; zur selben Zeit hatte der Salzburger Erzbischof seine protestantischen Untertanen aus dem Land getrieben, und wie die französischen Hugenotten hatten sie bei den Herrschern Preu-

ßens eine neue Heimat gefunden. Niemand sprach von der klugen wirtschaftlichen Berechnung, da weite Gebiete Preußens durch die Pest entvölkert gewesen waren –, und wer konnte jetzt in den Dörfern des Gäus und der Alb Recht und Unrecht der Händler dieser Welt beim Kampf um Schlesien beurteilen? Das Bekenntnis, die Predigt, das Wort der evangelischen Geistlichkeit bestimmten hier das politische Meinungsbild so gut wie drüben im benachbarten Flecken nach dem Satz „cuius regio, eius religio“ die gegenteilige katholische das Feld beherrschte. Gegen den stärksten Hort eines Bekenntnisses also, das sonst in weitem und breitem Umkreis um Württemberg keine gleiche Stütze mehr besaß, ließ der Landesherr die Trommel rühren, und im Bunde mit wem? Mit der Habsburgerin Maria Theresia und mit dem König von Frankreich!

Es hätte der Skandale um die Truppenaufstellung nicht bedurft, um die Armee schon vor dem Ausmarsch mit dem tiefsten Widerwillen gegen diesen unnatürlichen Feldzug zu erfüllen. Und was für Truppen waren es, die hier unter klangvollen Regimentsnamen marschierten? Jahrelang hatte der Hof von Versailles „Subsidien-Gelder“ an den Herzog bezahlt für dessen Verpflichtung, ein Korps von 6000 Mann zum Dienst der Krone Frankreichs bereitzuhalten – das Geld war ausgegeben, aber als nun der französische Gesandte Potier seinen Wechsel präsentierte, stand keine schlagbereite Truppe zur Verfügung.

Es war der bekannte Oberst Rieger, der als Kriegskommissar mit allen Vollmachten und den rücksichtslosesten Werbe- und Aushebungsmethoden seinen Herrn aus dieser peinlichen Lage befreite und die geforderte Zahl auf die Beine brachte. Schiller und nach ihm Hermann Kurz haben den seltsamen Charakter dieses Mannes geschildert, der aus solch bösem Anlaß sein Glück machte, dann durch die Kabalen des Rivalen Montmartin aus höchster Gunst den jähesten Fall tat, vom Staatsgefangenen des Aspergs schließlich wieder zu dessen Kommandanten erhoben wurde – wir haben solche Wechsel despotischer Auf- und Ab-Verfügungen in der eigenen Zeit erlebt! – und der aus seinem Schicksalsweg bis auf eine äußerliche Frömmerei im tiefsten Seelengrunde nichts zugelehrt hat.

Riegers Werk also war diese gepreßte württembergische „Armee“, in Wahrheit kaum besser als eine uniformierte Gefangenenschar, die, von ihren Vorgesetzten mehr bewacht als geführt, im Sommer 1757 ausgesandt wurde. Schon beim Verlassen württembergischen Heimatbodens gab es zu Geislingen eine schwere Meuterei, die mit Erschießung von zwölf

Rädelsführern niedergeschlagen wurde, – dies Beispiel, das sich den Miterlebenden wie dem Feldscher Johann Caspar Schiller so tief eingeprägt haben muß, klingt, zusammen mit dem Beispiel des späteren Soldatenhandels deutscher Landesfürsten nach Amerika, in der Milford-Szene des großen Sohnes nach . . .

Mit dem einbrechenden Winter, ohne echten Truppengeist, mangelhaft ausgerüstet und versorgt, von den kampfbewährten Truppen Maria Theresias nur mit Geringschätzung betrachtet, kam das Korps schließlich in Schlesien an, um dort gegen den größten Schlachtenlenker der Zeit und seine erprobtesten Soldaten anzutreten, die mit frischem Lorbeer in Eilmärschen aus dem Sächsischen zur Entscheidungsschlacht angerückt kamen.

Wer aber waren die Reichstruppen – und auch dort Schwaben dabei –, die an jenem 5. November bei Roßbach weitest unter dem Hohngelächter ganz Europas, ja des Versailler Hofes selbst mit den Franzosen um die Wette gelaufen waren? Neben des Herzogs persönlichen Truppen, um deren Bestand und Aufwand er, wie einst sein Vater, mit den Landständen so manchen Strauß ausgefochten hatte und die ihm nun aus französischen Kassen bezahlt wurden, hatte er ja seinen Anteil zum Aufgebot des „Schwäbischen Kreises“ zu stellen gehabt, gleichwie die Reichsstädte und kleineren Herren bis zum Fürstprobst von Ellwangen und den Fuggerschen Herrschaften. Aus all ihren Beiträgen war jene seltsame Wehrmacht gebildet, deren katholische Geschütze zu Rottweil, die evangelischen zu Eßlingen lagerten, und wo der Korporal von Leutkirch nie Wachtmeister, der Oberleutnant von Biberach nie Hauptmann werden konnte, weil die Planstelle (so würde das moderne Wort heißen) einem anderen bedeutenden „Reichsstand“ vorbehalten war! Unter dem bezeichnenden Namen „eilende Reichsexekutionsarmee“ waren diese Kontingente unter dem Befehl eines Prinzen von Hildburghausen an der Seite der Franzosen vorgerückt und mit ihnen unter Seydlitz' erstem Reitersturm auseinandergebrochen. „Vor allem muß man bestrebt sein, alle Schuld den Reichsvölkern zuzuschreiben“ – das war die erste Sorge des französischen Befehlshabers Soubise nach der Niederlage, doch die Erschütterung des Schlages sprach zu deutlich, ja sie hat noch bis in die Ursachen der Französischen Revolution nachgewirkt, als schlagender Beweis eines unhaltbar gewordenen Feudalregimes . . .

Schon einen Monat später stand der Sieger nach getetzten Märschen drüben in Schlesien der weit überlegenen österreichischen Hauptmacht gegenüber, die bereits Breslau an sich gerissen hatte und die kleine

preussische Wachtparade von 32 000 Mann zu erdrücken drohte. Der ungeheure Lärm des Holzmachens für die gewaltige Menschenanhäufung dröhnte durch die Dezembernacht zu den marschmüden Preußen herüber, zugleich ein Zeichen der Unordnung des in viel zu dichter Masse manövrierunfähig gewordenen Haufens. Es war König Friedrichs gefährlichster, aber auch größter Augenblick.

Nicht wegen der sprichwörtlichen „schiefen Schlachtordnung“ hat er gesiegt, sondern durch die exakte Exerzierkunst seiner straff geschulten Armee, die er virtuos zu handhaben wußte – durch schwer errungenes Können, nicht etwa durch die vielberufene Intuition des Augenblicks. In vielen Schlachten hat der König immer wieder dies kunstvolle Manöver versucht, vor der feindlichen Front unvermutet seitlich abzubringen und sich mit geballter Kraft auf einen Flügel zu werfen; hier gelang es ihm im Schutz eines von den Österreichern nicht gesicherten Höhenzugs, und der wuchtige Stoß auf die feindliche Linke traf mit als erste jene unglückseligen Württemberger. Es ist Sage, daß sich der König gerade ihretwegen diesen schwachen Punkt ausgesucht habe; ihm kam es auf die Nutzung des Geländes an und auf den Schwerpunkt des Angriffs an einer Stelle, wo die langgedehnte feindliche Front ihre Übermacht nicht zur Geltung bringen konnte. Auch ein anderes Korps hätte diesen Stoß nicht ausgehalten; umsonst schlug der württembergische General von Spitznas mit dem Degen auf die eigenen fliehenden Leute ein (er ist ein Vierteljahr später im Feldlager, gewiß mit aus Kummer über so manchen Vorwurf, gestorben); doch auch die besten kaiserlichen Grenadiere konnten den friderizianischen Sturmschritt auf das Dorf Leuthen nicht mehr aufhalten.

Mit das Beste zum Siege hatte als Führer preussischer Reiterei ein Württemberger getan, Herzog Karls eigener Bruder Friedrich Eugen – während der dritte, Ludwig Eugen, österreichische Dienste genommen hatte: ein merkwürdiges Bild, wie wenig damals politische, dynastische, ja sogar engste brüderliche Bande hinderten, mit dem Degen auch auf der eigentlich feindlichen Seite Dienst und Ruhm zu suchen! Nur war, was den Fürsten und Glücksrittern eine Kavalleristat bedeutete, für den in Reih und Glied geschlagenen Mann ein hartes Muß!

Noch gab Karl Eugen nicht nach, und zwei Jahre später suchte er höchstselbst mit einem aufs neue zusammengetrommelten Korps an Fulda und Elbe die Subsidien zu verdienen und Feldherrnruhm zu erwerben; doch auch dieser Versuch endete nur mit tiefer Beschämung des Fürsten, in dessen Wappen die

Reichssturmflagge von altem schwäbischem Ruhme zeugte. Gewiß hat es auch hier wie bei Leuthen nicht an tapferen Soldaten gefehlt, die Listen der Verluste zeigen es. Als einer der wenigen, die von der Elbe den Ruhm kühnen Wagemuts heimbrachten, ragt der Husarengeneral von Bouwinghausen hervor, der einst zu Karl Alexanders Zeiten in Belgrad geboren war und von dem heute noch ein Denkstein im Wildbader Park Kunde gibt. Ein Lied im Zeitgeschmack zeigt, wie nun auch auf schwäbischer Seite in dem endlosen Krieg der Soldatenglaube, der den Schutz des Herrn für die eigene Sache in Anspruch nimmt, die konfessionelle Auflehnung des Leuthener Jahres verdrängt hatte:

„War's nicht Gott, dem Feind durch ihn zu weisen,
daß der Christ voll wahrer Tapferkeit
nicht den furchtbarn Säbelblitz der Preußen,
nicht den Donner Friedrichs scheut! . . .“

Den Geist jedoch, der eine Truppe, ein ganzes Heer bis zur Selbstaufopferung zu beseelen vermag (wir gebrauchen das Wort mit aller Vorsicht und in Kenntnis aller auch dem preußischen Heerwesen anhaftenden Mängel), den Geist, der am Abend des Leuthener Siegs bei den Grenadiere Friedrichs den großen Choral zum Himmel steigen ließ, konnte Karl Eugen für seine kriegerischen Eitelkeiten bei seinen Landeskindern unmöglich wachrufen.

In seinem gottähnlichen Selbstgefühl zutiefst enttäuscht, entzog der Herzog dem eben noch so sehr gehätschelten Militär jede Gunst: Offiziere auf Halbsold, Regimente mit uraltem, durch zwanzig Jahre trotz aller Bitten um Freigabe bei der Fahne gehaltenem Stamm (man findet darüber Erschütterndes in den alten Landschaftsakten!) – das blieb nun das Bild der großen Residenz, in der man früher, wie der junge Mozart berichtete, nicht ausspucken konnte, ohne gleich einen Soldaten zu treffen! Drei Jahrzehnte später wirkt als letzter Soldatenhandel eines deutschen Landesherrn der Verkauf des „Kapregiments“ an die holländisch-ostindische Handelskompanie wie die Verabschiedung eines seinem Besitzer leidgewordenen Spielzeugs. Und selbst dies Geschäft stand noch im Schatten des großen Feindes in Sanssouci, der, so wenig er selbst bei den Mitteln für Preußens Größe wählerisch gewesen war, doch mit Recht bitter über die spottete, die das Blut ihrer Untertanen in die Fremde vermieteten, so daß man für deren Durchmarsch an Preußens Grenze gar den Viehzoll zu erheben erwog! Von Schiller und Seume bis zu Bruno Frank hat das böse Kapitel Widerhall gefunden – für das widerspruchsvolle Bild Karl Eugens bleibt bezeichnend, wie wenig die Wandlung vom autokratischen

Kriegsfürsten zum friedlichen Erzieher den Grund seines Wesens berührt hatte: beides war eine modische Rolle, in der er sich selbst gefallen wollte, sicherlich rastlos tätig, aber doch ohne das echte Gefühl bewußten Dienens, durch das auf den sonst nicht ohne eigene Schuld verdüsterten Lebensweg des Preußenkönigs ein bleibender Glanz fiel.

Der Egoismus aller Politik, von dem auch Friedrich der Große keine Ausnahme macht, wirkt bei seinem süddeutschen Hasser und Gegenspieler als Laune ohne ernststen Sinn. Gewiß bleiben die letzten Gründe dieser Feindschaft schon wegen der Disharmonie der von Friedrich gestifteten Ehe des Herzogs wohl nur tiefenpsychologisch erklärbar und mögen darum ihr persönliches Gewicht behalten, – politisch war Karl Eugen kaum zu rechtfertigen, und von einem Pflichtgefühl als Reichsstand hat er sich gewiß nie bestimmen lassen. Waren doch Kaiser und Reich für ihn vielmehr nur lästige Beschwerdeinstanzen seiner aufässigen Landstände, und noch in seinem letzten Lebensjahr hat der Herzog bei der Reichsverteidigung am oberen Rhein gegen die erste Revolutionsbedrohung eine Rolle gespielt, über die die Berichte des württ. Quartiermeisterstabs ebenso unzweideutig wie unerfreulich Aufschluß geben.

Gnädiger ist mit des Herzogs erzieherischen Irrwegen die Literaturgeschichte verfahren, und unter der Nachwirkung der unstreitig eindrucksvollen Persönlichkeit des „Karl Herzog“ haben sich denn auch seine Landeskinde und deren Enkel nie ebensostark für einen Moser oder Huber begeistern lassen, die als Kämpfer ums Recht von seiner Willkür noch weit härter als Schubart geschlagen wurden. Das Gefühl für das Abwägen echter Größe hat wohl ein schlichter schwäbischer Soldat gehabt, der während des ruhmlosen schlesischen Feldzugs den daheim zu Marbach geborenen Sohn auf den Namen des Königs taufen ließ, gegen den er im Felde liegen mußte. Durch diesen schwäbischen großen Friedrich kam auch sein Landesherr auf die Nachwelt in einem freundlicheren Bild, als ihm nach seinem politischen und militärischen Streben sonst zugekommen wäre.

Die konfessionelle Spannung zwischen Fürst und Volk, die die Heimatgeschichte des 18. Jahrhunderts so sehr beherrschte, erfuhr mit dem 19. durch das Hinzutreten des überwiegend katholischen „Neu-Württemberg“ und durch den Übergang der Krone an eine protestantische Linie eine neue Wandlung. Ein Zwiespalt wie im Jahr von Leuthen wäre hier bereits nicht mehr denkbar gewesen. Aufgabe des 20. Jahrhunderts ist es geworden, Staat, Bürger und Bekenntnis endgültig in ein harmonisches Verhältnis zu bringen.

Aus der frühmittelalterlichen Geschichte des östlichen Schwaben

Von Ernst Müller

Bis August 1955 sind vier Bände Lebensbilder mit 77 Lebensgeschichten aus dem Raum des heutigen Bayerisch-Schwaben herausgekommen. Aufgefordert diese Bände zu besprechen, entschloß ich mich aus dem großen Material die mittelalterliche Geschichte des Bistums Augsburg an Hand von Lebensgeschichten herauszulösen, da das Bistum und was sich in ihm ereignete im Mittelalter noch als Teil des im 13. Jahrhundert untergegangenen Herzogtums Schwaben gelten hat. Die ausgezeichneten Aufsätze, von ersten Kennern und Gelehrten verfaßt, hat der Historiker Götz Freiherr von Pölnitz herausgegeben, dem wir die zweibändige Fugger-Biographie verdanken. Der Auftraggeber ist die Schwäbische Forschungsgemeinschaft bei der Kommission für Bayerische Landesgeschichte. Ich habe, wo es sich gab, die Beziehungen der Augsburger Geschichte zu der werdenden Grafschaft Württemberg stärker akzentuiert als die Politik der Bischöfe mit dem östlichen Nachbar, den bayerischen Herzogen. Zu einem wichtigen Teil geht meine Darstellung auch auf die Reichsgeschichte ein, da die großen Bischöfe Reichsfürsten waren. Der Kenner wird, wie ich hoffe, manches Neue erfahren, der an Schwabens Leistungen Interessierte wird auf Reisen in das Land zwischen Iller und Lech vieles mit anderen Augen sehen.

Am Anfang der Kirchengeschichte Schwabens steht der Name der heiligen Märtyrin Afra. A. Bigelmayer widmet ihr ein ausgezeichnetes Kapitel (Band 1). Ihr Wirken fällt in das 3. Jahrhundert. Die deutschen Quellen über sie fließen dagegen erst vom Anfang des 8. Jahrhundert ab, wenn wir vom Martyrologium Hieronymianum, das 6000 Namen von Märtyrern und Heiligen der Frühkirche aufzählt, absehen. Die deutschen Quellen führt A. B. auf eine Form des Martyrologiums zurück, das seine Ausbildung in Auxerre (7. Jahrhundert) erfuhr, vielleicht auf das von Kolumban gegründete Kloster Luxeuil zu deuten ist. Von Südgallien aus lassen sich Verbindungen zu den frühesten altchristlichen Martyrologien ziehen, etwa dem syrischen und dem der Stadt Mailand, die neben Rom die größte Zahl von Heiligen besaß. Da Augsburg, das damals zur Metropole Mailand gehörte und schon von Tacitus als „splendidissima Raetiae provinciae colonia“ gepriesen wird, schon im 4. Jahrhundert christianisiert war, ist der Schluß zwingend, daß Afra über Mailand ins Martyrologium kam.

Um 565 weilt der letzte lateinische Hymnendichter Venantius Fortunatus bei den „ossa sanctae Afrae“, die er vorfindet „qua Virgo (Wertach) et Licca (Lech) fluentant“. Auf Grund der erst seit dem 8. Jahrhundert bekannten Legende von der passio und conversio der

Heiligen erscheinen viele Altäre und Reliquien an Bischofssitzen und Klöstern des westlichen und östlichen Karolingerreiches, die ihren Namen tragen. Für uns wichtig ist die Gründung eines Regularkanonikerstiftes durch den schwäbischen Grafen Hartmann von Dillingen (1096) mit den hl. Ulrich und Afra (noch beim Barockumbau beide groß herausgestellt). Von den zwei über Afra ausgeschmückten Legenden gibt A. B. der zweiten den Wert eines historischen Zeugnisses. Afra hat in Augsburg den Feuertod erlitten, nicht weil sie eine zu Christus bekehrte römische Lagerdirne (der Sieg des Guten über das Böse) gewesen ist, sondern eine Virgo, eine Jungfrau, die gegen römisches Gesetz nicht dem Kaiser geopfert hat. Die Stelle, wo sie verbrannt wurde, lag außerhalb des Lagers und der ersten Stadt, „beim zweiten Meilenstein vor der Stadt“ wie die älteste Tradition mitteilt; also an der Via Claudia, die in Richtung Erpfach führte. Dort stand solange ihre Memoria, bis sie 955 zerstört wurde. Beim Neubau der Memoria fand 1064 Bischof Embriko einen römischen Steinsarg und einen angebrannten wohlerhaltenen Leib. Die kurz darauf niedergeschriebenen Annales Augustani betrachteten ihn als den Leib der Heiligen. Damit dürfte als gesichert gelten, daß die conversio recht berichtet, wenn sie das Martyrium in die Zeit Diokletians verlegt, in die Zeit der letzten großrömischen Christenverfolgungen.

In seinem Lebensbild des hl. Magnus setzt Bigelmair (Band 2) die Geschichte der Christianisierung Augsburgs fort. Ausgrabungen von 1929 ergaben, daß schon im 5. Jahrhundert unweit vom heutigen Dom an der Stelle des alten Fronhofs eine Kirche mit Baptisterium stand. Dasselbe gilt für Kempten und Erpfach. Mitten in der keltischen Zivilstadt neben dem römischen Lager siedelten die ersten Christengemeinden. Im 5. Jahrhundert ging die römische Herrschaft zu Ende, die sich noch zwei Jahrhunderte nach dem Alamanneneinfall in Württemberg dank neuer römischer Befestigungen an der Illergrenze hielt. Die Alamannen fanden also bei ihrer Landnahme im 5. Jahrhundert starke Reste römisch-christlicher Bevölkerung im Raum Iller-Lech vor. Im 7. Jahrhundert ist dann das Iller-Lechgebiet unter fränkische Herrschaft gekommen. Die Augsburger Bischofslisten setzen ein. Die älteste stammt aus dem 11. Jahrhundert, vier andere Rezensionen sind später. Ein Bischof Zosimus führt die Liste an, der dann durchgestrichen und durch den fränkischen Nationalheiligen Dionysius ersetzt wurde. Ihm folgt der Alamanne Wiggohart. Griechische Namen finden wir auch in den merowingischen Listen. A. B. folgert: Zosimus ist ein Franke. Die reichen Gräberfunde von Wittislingen, Peiting,

Mindelheim deuten auf reiche und gebildete Franken, die die ersten Eigenkirchen errichten.

Am längsten hält sich das Heidentum im Allgäu bis zum See. Der Missionar für dieses Gebiet ist Magnus, dessen Leib 848 in die unter Bischof Lanto vollendete Kirche zu Füßen unter Elevation zu einem Heiligen übergeführt wurde. Des hl. Magnus Vita (etwa 699 bis 772) ist in einer Handschrift aus dem 11. Jahrhundert überliefert und ist nur in ihrem zweiten und dritten Teil (überarbeitet von dem Ellwanger Mönch Ermenrich) von historischer Bedeutung. Magnus missionierte unter Bischof Witpert als Schüler der Kolumban und Gallus 26 Jahre im Allgäu. Und zwar nach der Auslöschung des selbständigen Herzogtums Alamannien und dessen Eingliederung in das fränkische Königsgut nach dem Tag von Cannstatt (746). Dürftige Nachrichten über diese Kämpfe, besonders was die Verwüstung von Kempten anlangt, finden sich in der Vita. Als Magnus in Füssen weilt, ist das Tal bereits Pippins Jagdgebiet. Füssen lag an der Via Claudia und war ein reich besiedelter römischer Staatsbesitz (Foetibus, woraus Füssen wird).

Die Via Claudia verband zur Römerzeit Deutschland mit der Lombardei: Verona, Bozen, Reschenpaß, Landeck, Füssen, Erpfach, Augsburg zum Kastell Summuntorio, büßte aber nach Abzug der Römer rasch an Bedeutung ein und führte im 8. Jahrhundert bereits durch eine abgeschlossene Wald- und Bergwildnis. Als Sankt Gallen Magnus – wohl ein spätromanischer Name, sicher kein Ire – und Theobald dorthin schickte, war das Kloster bereits unter fränkischem Zwang zur Benediktinerregel übergegangen. Kempten bekam früher eine Steinkirche am Illerfluß und durch Vermittlung von Karls d. Gr. Schwester Hildegard Reliquien von italienischen Heiligen. Im 9. Jahrhundert wurde sie abgebrochen und eine neue an ihre Stelle gestellt mit dem Patrozinium des neuen Heiligen. Der 1530 erfolgte spätgotische Umbau bewahrt bis heute das Patrozinium von St. Mang. Die Via Claudia über Roßhaupten (Name deutet auf eine alamannische Kultstätte mit Pferdeverehrung) weiterwandernd, machte der Mönch Füssen zum Endziel, baute dort nach der Benediktinerregel in der Nähe des Fronhofes ein bescheidenes claustrum, erhielt von Pippin und später von Karl weitgedehntes Rodungsgebiet im Gau Keltenstein. Charakteristisch für das wilde Heidentum der Gegend sind die langen Erzählungen der Vita über Schlangen-, Drachen- und Dämonenbeschwörungen, die im Sinne der geglückten Mission dann als Wunder berichtet werden. Kurz nach seinem Tod ist das Kloster in den Eigenbesitz der Augsburger Bischöfe übergegangen. In der Liste folgen nach Witpert: Tozzo, Sintpert und Nitkar. Der letztere errichtet dem Magnus 848 nach dessen Elevation jene Krypta, deren Bestandteile wir in der heutigen romanischen Unterkirche noch herauslösen können.

Die bedeutendste Bischofsgestalt in der Regierungszeit

Karls ist Sintpert (sein Lebensbild von A. B. steht in Band 3). Quellen: Der dritte Teil der Magnusvita und erste eigene Vita im 13. Jahrhundert. Die folgenden Viten schmücken ihre Vorgängerin erbaulich aus. Im Gleichklang mit den Bischofslisten nannte die Magnusvita seine Einsetzung durch den König im Jahre 778, seine Amtszeit dauerte 30 Jahre. Mit Sintpert kommt ein engster Verwandter der regierenden Hausmeier, ein Sohn von der Schwester „des großen karell“ aus dem Herzogshause von Lothringen zu einer bedeutenden Machtfülle. Sintpert ist geradezu ein Muster für Karls Kirchenpolitik in den östlichen Provinzen seines Reiches. Was Pippin angefangen hatte, nämlich die Ernennung von fränkischem Hochadel auf östliche Abteien und Bischofssitze, das kulminierte in Sintpert, der im elsässischen Kloster Murbach erzogen, von Karl neben Augsburg, Neuburg, Staffelsee (mit gedehntestem Besitz) auch die Kommende seines Ausgangsklosters erhielt. Der Vorgang ging parallel zur Schenkung von Chiemsee an den Metzzer Bischof Angilram nach dem Sturz Tassilos. Chiemsee kam erst unter Arnulf 891 zu Salzburg. Sintpert scheint in die Reihe der sogenannten Abtsbischöfe zu gehören, die in den Reichsklöstern und in den Diözesen Doppelfunktionen ausübten. Als Murbacher Abt ist sein Andenken eindrucksvoll bis etwa 780 bezeugt.

Die Ämterkummulation hängt mit der Aufrichtung der fränkischen Macht in Alamannien zusammen, die durch die Aufstände und Kriege der schwäbischen und bayerischen Stammesherrn, die die Karolinger als nicht ebenbürtig ansahen, stets bedroht gewesen ist. Nach den Quellen handelt es sich um Wiederherstellungen früherer Schenkungen, und um den Neubau zerstörter Kirchen, wie etwa des Wallfahrtsortes Sankt Afra, der zu einem Sitz für Kanoniker ausgebaut wurde nach dem Vorgang von Chrodegang von Metz, gleichfalls eines Verwandten der Karolinger. In der Afra-Basilika wurde dann Sintpert auch beigesetzt. Zugleich nahm Sintpert auch den Bau des Domes zu unserer Frauen in der Stadtmitte an Stelle der alten römischen Markt- und Gerichtshalle und eines römischen Venustempels in Angriff. Urkundlich ist der Dom erst 822 in einer Freisinger Nachricht bezeugt, war aber zu diesem Zeitpunkt in seiner ersten Gestalt bereits vollendet. Der Sintpertusbau ist 995 unter Bischof Liutolf durch einen Neubau ersetzt worden. Bei Verschickungen sächsischer Adelige bekam auch Sintpert einen Oftfalen und einen Engern zugewiesen. Eine Kärntnerhandschrift zählt an die 40 Sippen auf, die bei alamannischen Großen nach 804 untergebracht wurden. Des Kaisers Politik ging im Sinne der Grafschaftsverfassung dahin, die Bischöfe zu Herren ihrer Civitas und ihrer Diözese zu machen. Sie amtierten als Stellvertreter des Königs. Sintpert ist der erste jener bischöflichen Stadtherren in Augsburg, die als Beamte des Königs Zivil- und geistliche Gewalt in einer Person vereinigten, solange bis nach dem Sturz der Staufer die Stadt sich aus der bischöflichen Gewalt befreite. 807 ist Sintpert gestorben. Schon im

10. Jahrhundert (vor allem auf Betreiben des Bischofs Ulrich) wallfahrtet man zu seinem Sarkophag als zu einem Heilung spendenden Ort. Die Wunderberichte setzen ein, ein Bischofskatalog von Niederaltaich spricht bereits vom „Sanctus Sintpertus episcopus“. Die Elevation erfolgte dann zum Jubeljahr 1450 als Kardinal Peter von Schauberg in Rom für Kirche und Kloster Sankt Ulrich einen Simpertus-Kult erwirkte. Bei dem großen heute noch stehenden Neubau von Sankt Ulrich 1474 ließ Abt Johann von Giltlingen für den Heiligen eine eigene Seitenkapelle im südlichen Seitenschiff errichten. Das heute im Münchener Nationalmuseum stehende Hochgrab aus Marmor mit einer prächtigen Steinfigur des Heiligen (Bildhauer Hans Beierlein, Hans Backofen und sicher auch Gregor Erhart, der Schöpfer des Blaubeurer Altars) ist 1714 durch ein Barockgrabmal von Agidius Verhelst ersetzt worden. Die Übertragung des Leibes erfolgte am 23. April 1492 durch Bischof Friedrich II. von Zollern unter Beisein Kaiser Maximilians, dem bedeutendsten Förderer Augsburgs im Spätmittelalter, aus Anlaß der Chorweihe.

Die zweite Bischofsgestalt, die kurz nach ihrem Tod (973) heilig gesprochen wurde, ist der tapferste Gefolgsmann seines Königs Otto des Großen, Udalrich von Augsburg. Seinen Ruhm und seine Größe haben alle Chronisten bis ins 17. Jahrhundert in steigender Verehrung gepriesen. Das Barock nennt ihn „praeclarum quoddam Germaniae sidus“ (F. Zoepfl, Band 1). Unter seinem Namen sind Predigten und Schriften im Umlauf gewesen, die nicht von ihm stammen. Handschriften und Evangeliare des 10. und 11. Jahrhunderts beziehen sich auf ihn, um seine Frömmigkeit zu rühmen, Viten liefern über ihn um, aber dem kritischen Nachforschen hält nur das Wenigste stand. Das Zuverlässigste steht in der zwischen 982 und 992 vom Dompropst Gerhard seinem Schüler verfaßten Vita sancti Udalrici. Zieht man alles Erbauliche und alles Mirakelhafte ab, was zum Zeitstil gehörte, so bleiben realistische Lebensdaten genug übrig. Auf Grund der Gerhardschen Vita erfolgte auf der Lateransynode 993 die Elevation.

Die späteren Viten, etwa die des Reichenauer Abtes Berno, haben keinen selbständigen Wert. Sie verlieren sich „in den Wunderwald des Erbaulichen“. Wo er in Chroniken, etwa der Dietmars von Merseburg, auftritt, kommen interessante politische Bezüge ans Licht. Wichtig sind die Königsurkunden, in denen er oft auftaucht. Udalrich kommt vom altdutschen Odal, das heißt dem an Besitz Reichen. Es scheint gesichert, daß er 890 geboren, aus jenem hochadeligen alamannischen Geschlecht stammt, dessen Reichtum wir aus den Gräberfunden von Wittislingen (7. Jahrhundert) kennen. Der Vater Hupald verwaltete als Graf den Brenzgau, dessen Stammsitz (mit späterer Burg) in Dillingen war, wonach sich, urkundlich ab 1111 bezeugt, die Herren Grafen von Dillingen hießen. Mit den schwäbischen Herzögen Burchard war er durch Mutterseite aufs engste verwandt. Ulrichs Mutter Dietpirc war eine Schwester des durch

Mörderhand 926 gefallenen Herzogs Burchard I. Über Burchard gehörte er der consanguinitas regalis an, denn die Kaiserin Adelheid (König Ottos Gemahlin) war eine Enkelin Herzog Burchards. Eine seiner zwei Schwestern war Nonne im Kloster Buchau. Seine Ausbildung erhielt er in Sankt Gallen mit den Verwandten aus dem schwäbischen Hochadel.

Von 908 ab befindet er sich als Kämmerer am Sitz des Augsburger Bischofs Adalbero, der 909 auf einer Romfahrt starb, und verwaltet dort das Hofamt des Kämmerers. Dessen Nachfolger Hiltine (aus niedrigem Stand) regierte bis 923, anerkannte Udalrich nicht; dieser zog sich wohl nach Wittislingen zurück, wo er das Witwenvergnügen seiner schwäbischen Mutter betreute (nach einer Neresheimer Überlieferung soll Vater Hupald 908 in Frankfurt ermordet worden sein).

Es kennzeichnet den Lebensstil damaliger hochadeliger Priester: sie sind von dem cluny'schen Ernst, der Bußgesinnung erfüllt und lieben das asketische Leben. Das Klausner-Ideal zu erfüllen, reizt sie bei jeder Gelegenheit. So spielt auch eine Klausnerin in Ulrichs Leben eine Rolle: eine prophetische Frau kündigt ein schweres Bischofsamt voraus. Bei seiner Wahl durch den Domklerus zum Bischof, 923, war der Wunsch des Schwabenherzogs und Oheims ausschlaggebend. König Heinrich bestätigte die Wahl. Mainz erteilte die Bischofsweihe. 50 Jahre lang übte Udalrich das Doppelamt eines Reichsfürsten und Seelenhirten aus. So oft er von Augsburg abwesend ist, finden wir ihn als Begleiter und Berater der Könige in den jeweiligen Hoflagern. Er ist unter Otto I. der wichtigste Verfechter der neuen Politik, Bischöfe und Äbte als Beamte für den Reichsdienst zu gewinnen. Die große Zeit der neuen Belehnungen und Schenkungen an die königlichen Abteien von Niedersachsen bis nach Oberitalien hilft Ulrich mitschaffen.

Ganz auf der Seite Ottos stand er in dessen Kampf gegen den Sohn Liutolf, der sich als Herzog von Schwaben dem Vater als Rebellenpartei mit dem Lothringer und dem Pfalzgrafen von Bayern und dem größten Teil des schwäbischen, bayerischen und sächsischen Bauernvolkes gegenüberstand. Ulrich hielt mit Bischof Hartbert von Chur, seinem Verwandten, dem Grafen vom Brenzgau und dem Grafen Adalbert von Marchtal, einem Alaholfinger, zum König. Sein Aufgebot mußte zwar vor der bayerischen Übermacht bei Regensburg zurückweichen in das castellum Schwabmünchen. Bei der Belagerung fiel Graf Adalbert, das Kastell aber blieb unerobert. Dann stieß der König mit Ulrich ins innere Schwaben vor und schlug Liutolf bei Illertissen (Frühjahr 954). Der Churer und Augsburger erreichten, daß der siegreiche Vater in dem widernatürlichen Streit dem geschlagenen Sohn die Hand zu Verhandlungen reichte. Das Herzogtum Schwaben bekam einen Verwandten, vielleicht den Sohn Burchards I. als neuen Herzog. Burchard II. heiratete die Kaiserinnichte Hedwig und mit ihr das reiche Erbe des Bayernherzogs Heinrich I.

Ulrichs Ruhm glänzte aber für alle Zeiten bei den Vorgängen, die uns über den Hunneneinfall im Jahre 955 berichtet werden. 910 und 926 bestand Augsburg ohne Schaden die ersten Anstürme der unbekannten, schnellen Reitermassen. 955 aber ging St. Afra in Flammen auf. Mindestens 50 000 Reiter stauten sich vor den in 30 Jahren aus Stein errichteten, wenn auch niedrigen Mauern. Am 8. und 9. August hielten die bischöflichen Dienstmannen die Belagerung des Osttores (späteres Barfußertor) aus. Ulrich „leitete hoch zu Roß, ohne Helm, ohne Brünne, ohne Schild, einzig mit der Stola bewehrt, die Verteidigung“. Die Ungarn brachen plötzlich den Ansturm ab. Sie sind durch den Sohn des 954 gestorbenen bayerischen Pfalzgrafen (dem Anhänger Liutolfs) vom Heranrücken der Streitkräfte des Königs unterrichtet worden und suchten sich am linken Lechufer eine vorteilhafte Stellung aus. Am Laurentiustag, dem 10. August, ließ Ulrich unter Führung seines Bruders Dietpald die Verteidiger aus der Stadt, damit sie sich mit dem Königsheer vereinigten. Er selbst blieb in der Stadt zurück. In dem weltgeschichtlichen Ringen siegte das Christenheer, die Reiter der Schwaben, Franken und Sachsen. Als der König am Abend in die Pfalz einritt und dort nächtigte, pries er öffentlich die unschätzbare Hilfe seines Bischofs. Ulrich holte am nächsten Tag seinen gefallenen Bruder Dietpald und seinen Schwestersohn Reginbald vom Schlachtfeld und bestattete sie in der Domgruft. Der König verlieh Richwin, dem Sohn des Brenzgaugrafen, die Grafschaften seines Vaters und die im Duriagau bei Ulm. Augsburg erhielt zum Dank das Münzrecht. Die Ulrichsdenare sind insofern bedeutsam, als sie neben dem Namen des Münzmeisters den des Königs nicht mehr aufweisen.

Die deutschen Bischöfe haben bald dem Vorbild Ulrichs nachgeeeifert. Eine Folge der Schlacht war, daß sich Ulrich mit Erlaubnis des „imperator“ (ab 962) vom Reichsdienst zurückzog (als Stellvertreter für den Hofdienst ernannte er seinen Schwestersohn Adalbero) und sich ganz der Seelsorge widmete. Eine Folge der Ungarneinfälle läßt sich auch im Rückgang der Klosterschulen feststellen. Als Ersatz baute Ulrich in seinem Bistum die Domschulen aus, die im Unterschied zu den Klosterschulen nicht nur Hochadel und Freie aufnahmen, sondern auch Söhne der hochstiftshörigen Bauern. Ulrich schuf eine neue Sprengelordnung, indem er die kanonischen Vorschriften durchführte und an geeigneten Orten die Geistlichen zu Kapiteln zusammenrief, über die Dekane mit Visitationsrechten gesetzt wurden. Zweimal im Jahre fanden Diözesansynoden statt.

Während der Ungarneinfälle hatten die alamannischen Großen waffenfähige Klosterleute zu Kriegsdiensten herangezogen und sich klösterlichen Besitz angeeignet. Die verarmten oder geplünderten Klöster wurden neu aufgebaut (Benediktbeuren, St. Gallen) und neue gegründet, denn das monastische Leben nach der Benediktinerregel erreichte erst in der Zeit Ulrichs seinen Höhepunkt und galt als das höchste im gesamtkirchlichen

Leben Deutschlands. Die Eigenklöster des Bistums Augsburg wurden Musterstätten, Gottesburgen einer neuen Seelsorge: Staffelsee, Habach, Füssen, Feuchtwangen, Wiesensteig (bei Geislingen). Die bei den westlichen Reichsklöstern, etwa in Ellwangen, üblichen Kommendataräbte, die bloß Einkünfte bezogen, verschwanden in seinem Bereich. Die Reichsklöster Kempten und Ottobeuren, die sich gegen die Reform sperrten, ließ er sich vom König zur Aufsicht übertragen. Sie bekamen die freie Abtswahl, lange bevor die Cluny-reformen in Schwaben eindrangten. Die Klostersvögte standen unter seiner Aufsicht und erhielten von ihm die Befugnis zur Abwicklung von Rechtsgeschäften und der Verwaltung des Besitzes. Umfassend war seine kirchliche Bautätigkeit: Sankt Afra erstand neu. Am Domfreithof stand bis 1809 die von ihm errichtete Taufkapelle; eine Erweiterung der Kirche von Wittislingen, wo seine Eltern begraben lagen, zeugt von seiner Pietät. Mit seinem Wirken eng verknüpft – was die Zeitgenossen besonders schätzten und bewunderten – war die Fürsorge für Arme, Kranke, Krüppel, die im 10. Jahrhundert als lebensunfähig nirgendwo Unterstützung fanden; er baute in seiner Stadt ein Hospital, das er mit reichen Liegenschaften ausstattete. Er selbst lebte das asketische Ideal vor, die Armut Christi. Er hinterließ ein paar Hemden, 7 Tischtücher, 2 Mäntel und 10 Silberschillinge. Vom Kaiser erbat er 972 in Ravenna die Erlaubnis, seinem Neffen Aldebero den weltlichen Besitz des Hochstifts übertragen zu dürfen (was die Reichsversammlung aber ablehnte), und ein Jahr vor seinem Tod trat er auf der Reichsversammlung von Ingelheim im Gewand eines Mönches auf.

In Sankt Afra ließ er sich seine eigene Grabkammer einbauen, über der sein Nachfolger eine Grabkapelle errichtete, 1064 fing man mit dem Bau des Ulrich und Afra geweihten Klosters in Augsburg an. Die Anlage ging zugrunde und ist unter Barbarossa 1187 neu erbaut worden. Mit drei Bischöfen trug der Kaiser den Sarg des Heiligen an die neue Ruhestätte. Fast das ganze Mittelalter hindurch bemühten sich Kirchen und Klöster und Pfälzen um Reliquien Ulrichs (in Württemberg Lorch und Neresheim).

Im Grödnertal und Lavanttal hießen sich Ortschaften nach ihm. Im 17. Jahrhundert führten Studenten Udalrichsdramen auf. Wallfahrtsandenken, besonders das legendäre Ulrichskreuz aus der Ungarnschlacht, galten als Abwehrmittel gegen Krankheiten oder Mäuseplagen. Der Weingartner Reisesegen des 12. Jahrhunderts trägt seinen Namen. Das in der Landesbibliothek Stuttgart aufbewahrte Passional (um 1140) aus Zwiefalten gibt sein Porträt, vielleicht das erste, von dem wir Kenntnis haben; es kennzeichnet Udalrich als Bischof mit Buch und Fisch. Der Fisch soll auf eine Erzählung zurückgehen, wonach Ulrich beim Mahle Fleisch gegessen und dadurch das Fastengebot übertreten habe. Daraufhin habe sich das Fleisch in einen Fisch verwandelt. Die Legende taucht zum erstenmal im 15. Jahrhundert auf.

Richtiger wird der Fisch als Heilsymbol gegen Wassernöte gedeutet. Dafür zeugen die vielen Ulrichsbrunnlein und -Kapellen an Wasserläufen.

Über Bischof Bruno (F. Zoepfl, Band 2) will ich nur soviel mitteilen, als er Schwäbisches berührt. Er ist der erste Augsburger Bischof aus direktester königlicher Sippe. Sein Bruder war Kaiser Heinrich II., der Sohn des Bayernherzogs Heinrich, er selbst ein Urenkel Heinrichs I. aus dem sächsischen Haus. In die schwäbische Verwandtschaft kam er durch die Kaiserin Gisela, die in dritter Ehe mit dem salischen Grafen Konrad, dem späteren Kaiser, verheiratet war, da Brunos Mutter Gisela (er wuchs in Regensburg auf) und die Burgunderin Gerberga, die Mutter der Königin Gisela Schwestern waren. Herzog Ernst von Schwaben aus Giselas erster Ehe und dem Schwabenherzog Hermann I. war also sein Vetter. Bis Bruno 1006 von seinem Bruder, mit dem er aber nicht ungetrübzt zusammenarbeitete – er verzieh ihm nicht die Wegnahme seines Besitzes durch Gründung von Bamberg – in das Bischofsamt eingesetzt, ist dann der treueste Gefolgsmann Konrads II. geworden mit dem Schwaben Wernher von Straßburg, dessen Wahl er mit dem Frondeur Aribon von Mainz hauptsächlich durchsetzte. „Summus symmista“ nennt ihn der Reichenauer Chronist Hermann der Lahme.

In dem großen Streit, den Ernst von Schwaben und der Welfenherzog (Stammburg Ravensburg) wider den abwesenden Kaiser erhoben, plünderte der Welfe Augsburg (Bruno ist dem Kaiser nach Rom mit dem kleinen Heinrich nachgereist und hat der Krönung des Paares beigewohnt). Auf dem Tag zu Ulm 1027 ging Ernst seines Herzogtums verlustig und der Welfe mußte den Bischöfen von Augsburg und Freising den Schaden ersetzen. 1028 erlebt er die Königskrönung seines Zöglings in Aachen. Siehe erster Akt, erste Szene in Uhlands dramatischem Spiel „Herzog Ernst von Schwaben“, wo der junge Heinrich im Gespräch mit dem Vater des Lehrers und Erziehers Bischof Bruno gedenkt. Am 24. April ist in Regensburg Bruno, der letzte männliche Sproß des sächsischen Kaiserhauses gestorben.

Unter den Rittergestalten des bayerisch-schwäbischen Raumes hat in der ausgehenden Stauferzeit und für das Interregnum der stauische Reichministeriale Volkmar von Kemnat (der Bergfrit seiner Stammburg steht noch überm Wertachtal bei Kaufbeuren) eine schöne Würdigung gefunden (E. Gebele, Band 1). Volkmar steht für so viele, die von den Staufischen Herzogen und Kaisern durch Aufkauf der Güter ihrer Lehnsherren in den Rang von Ministerialen aufgestiegen sind, die nach 1240, als sich die schwäbischen Großen (voran die Württemberger) gegen die gebannten Staufer erhoben und ihr Haus- und Reichsgut zu rauben oder wegzunehmen gedachten, mit fester Treue in allerlei Fehden ihrem Herrn dienten. Volkmar hieß der Weise, weil er nach Kaiser Friedrichs II. Tod in den Wirren und Fehden der Klöster gegen die Städte, der Grafen gegen die Klöster in der Zeit des Faustrechts oft als erfolgreicher Schieds-

mann aufgetreten ist. Sein Leben ist meist durch seine Zeugenschaften zu rekonstruieren. Beim Wüten der päpstlichen und der staufischen Partei in Schwaben scheinen die Ministerialen (etwa beim Tag zu Urach 1254) sich für Frieden und Einung ausgesprochen zu haben. Volkmar zum Beispiel verteidigt am Linzgauer Landgericht (Tettwang) die Sache des Klosters Salem. Er beurkundet Schenkungen an das Kloster Kaisheim, Schaffhausen usw. und beschäftigt eigene Notare an seinem Hof. Als 1262 Konradin, der letzte Staufer, in Schwaben erscheint, weichen die Ministerialen nicht von seinem Hoflager. Volkmar hat eine Art Erziehung dem jungen Herrn angedeihen lassen. Er führte ihn zu dem bayerischen Herzog, seinem Onkel. Wo sollte Konradin bleiben, da fast das gesamte Gut in Innerschwaben verpfändet war? Nur Ostschwaben ist noch eigen. Die tirolischen Besitzungen schenkt er zu Wilten bei Innsbruck dem Onkel. Nach Italien ist Volkmar nicht gegangen. Er hat sich bald dem Habsburger zugewandt und ist bei allen Rechtssachen und Familienfesten Rudolfs dabei. Wie weit er bei Rudolfs Revindication des entfremdeten Reichsgutes mithalf, ist nicht festzustellen. 1282 urkundet Volkmar als „advocatus Augustensis“. Das heißt er hat vom König zur Wiederherstellung der Ordnung die Augsburgerische Landvogtei (drei gab es noch: Elsaß, Nieder- und Oberschwaben) erhalten. Dies das letzte, das wir wissen von dem „familiaris et fidelis, fidelis noster“ wie König Konrad der Staufer ihn nannte, der ihm nach Auflösung der Erbgüter der Markgrafen von Ronsberg das Lehen Kemnat gab. Sein Ruhm ist in die stauische Spruchdichtung eingegangen:

es ist Volkmar von Kemenaten ein uf getane tür:
Sit ich ir keines milte vür die sine spür,
So hat er lob und richteit ane schande.

Friedhoffragen

Vor kurzem konnte man in der Stuttgarter Tagespresse von einigen alten Damen lesen, denen die Friedhofverwaltung die Aufstellung hochglanzpolierter Grabsteine aus schwarzem Granit entsprechend der Friedhofordnung verboten hatte. Ihrer Beschwerde, die sie gegen diesen Bescheid beim Verwaltungsgericht erhoben hatten, gab das Gericht statt und hob die Verfügung der Friedhofverwaltung auf.

Auf die Begründung des Gerichtsentscheids soll hier nur kurz eingegangen werden. In einem Falle stellte es sich auf den Standpunkt, es könne dahingestellt bleiben, ob die fünfzig Jahre alte städtische Verordnung noch gelte oder nicht. Jedenfalls sei die Versagung der Genehmigung an die Klägerin ermessensfehlerhaft. In den Presseäußerungen wurde sogar das Grundgesetz zitiert: Ein Verbot eines nach Meinung der Friedhofverwaltung formal genügenden Grabmales verstoße gegen die darin garantierte Entfaltungsmöglichkeit der Persönlichkeit und es sei unzulässig, wenn durch Verbote bestimmte ästhetische Ansichten durchgesetzt werden sollten.

Erwin Lindner 70 Jahre alt

Wir vermuten, daß weder das Gericht noch die Presse sich der Tragweite ihrer Einstellung bewußt waren. Wenn die Begründung des Gerichts zutreffend ist, so müßten letzten Endes alle polizeilichen Verordnungen aufgehoben werden, die sich z. B. mit dem Reklamewesen im Ortsbild, das in vielen Fällen ästhetische Fragen aufwirft, aber auch zahlreiche Bestimmungen des Baurechtes und der Ortsbausatzungen, die in die freie Entfaltung der Persönlichkeit viel nachhaltiger und vielleicht auch finanziell spürbarer eingreifen, als das Verbot der Polittur schwarzer Gesteinsarten in den Friedhöfen.

Jedermann weiß aber, daß ein geordnetes bürgerliches Leben ohne die Befolgung regelnder Vorschriften nicht denkbar ist; sie sind überall notwendig, wo die Interessen der Allgemeinheit mit denen des einzelnen zusammentreffen. Dies gilt in besonderem Maße in unseren Friedhöfen, die der Allgemeinheit gehören, wo Grab an Grab liegt und gegenseitige Rücksichtnahme eine selbstverständliche Verpflichtung sein sollte.

Zweifellos ist der Zustand der Friedhöfe ein Gradmesser nicht nur für den kulturellen Stand eines Volkes, also seiner Allgemeinheit, sondern ebenso für die geistige Haltung der einzelnen Persönlichkeit. Daher ist eine Lenkung durch eine höhere Instanz notwendig und begründet.

Anscheinend war dem Gericht nicht bekannt, daß an der Hebung des Geschmacksniveaus der Grabstätten und an der Schaffung von Friedhöfen, die höhere Werte besitzen als die seelenlosen Grabsteinsammlungen, die noch bis tief in unsere Zeit hinein Regel waren und heute noch keineswegs ausgestorben sind, die besten Köpfe unserer Künstlerschaft mitgewirkt haben. Es war eine eminent volkerzieherische Aufgabe, die das Können der Architekten, der Gartengestalter und Bildhauer, die dabei von dem Handwerk aufs tatkräftigste unterstützt wurden, in Anspruch nahm. Unsere Waldfriedhöfe zeugen von dem Erfolg dieser Bestrebungen.

Auch die Stadtverwaltungen konnten sich dieser Bewegung nicht entziehen. Sie schufen die notwendigen Voraussetzungen durch entsprechende Friedhofsordnungen, die in den Gemeinderäten auf durchaus demokratische Weise beraten und genehmigt wurden. Sie sind heute noch so aktuell wie damals und in Kraft, weil keine Veranlassung besteht, sie als durch die Zeit überholt zu betrachten. Kann man doch keineswegs die Beobachtung machen – und die vorliegenden Beschwerdefälle beweisen dies –, daß sich der Geschmack soweit gehoben hätte, daß sie zu entbehren wären.

Das alles soll jetzt durch die Entscheidung des Verwaltungsgerichts mit einem Federstriche beseitigt werden. Es hat damit das ganz zweifellos vorhandene Bedürfnis nach einer würdigen Gestaltung der Friedhöfe, die doch der Allgemeinheit gehören, dem Wunsche einiger Außenseiter zuliebe unberücksichtigt gelassen. Es ist nur zu hoffen, daß die Beschwerdeinstanz ihr Urteil unter einem höheren Gesichtspunkte fällt.

Richard Schmidt

Unser Mitglied Professor Dr. Erwin Lindner, der am 7. April seinen 70. Geburtstag begeht, ist auf dem Gebiet der Zoologie umfassend sachkundig und nimmt einen ganz besonderen Rang in der Entomologie ein. Er ist 1888 in Böglins, Bezirk Memmingen, geboren, hauptsächlich in München aufgewachsen und gehört seit dem 1. Oktober 1913 dem wissenschaftlichen Stab der Württembergischen Naturaliensammlung bzw. des Staatlichen Museums für Naturkunde in Stuttgart an.

Lindner hat durch Reisen in Italien, Spanien, Dalmatien, Anatolien, vor allem aber im Gran Chaco (1925/26) und in Tanganyika (1951/52; darüber das Buch „Zoo-Safari“, 1954) für die zoologische Forschung und besonders für die Entomologie Hervorragendes geleistet und dazu die Sammlungen des Staatlichen Museums für Naturkunde in Stuttgart außerordentlich bereichert. Er ist vor allem erster Fachmann für die Ordnung der Dipteren (Fliegen) und gibt im Zusammenwirken mit etwa 25 Mitarbeitern seit 1925 das große Sammelwerk „Die Fliegen der paläarktischen Region“ (Verlag E. Schweizerbart) heraus. 9 Bände sind abgeschlossen, 5 weitere noch nicht vollständig. Lindner selbst hat außer einzelnen Familien vor allem den als „Handbuch“ bezeichneten allgemeinen Teil persönlich bearbeitet und mit wundervollen, selbstgezeichneten und -gemalten Tafeln geschmückt. Die Deutsche Entomologische Gesellschaft hat Lindner im Januar 1956 in Anerkennung dieses großen Werkes die Fabricius-Medaille verliehen. Gegenüber diesen Untersuchungen an Fliegen auch fremder Länder treten solche an der heimischen Fauna nicht zurück; ein Teil der 80 Veröffentlichungen befaßt sich mit ihr, zuletzt z. B. mit der Frage des Rückgangs unserer Schmetterlingsfauna.

Der Naturschutz fand in Lindner stets einen tatkräftigen und sachkundigen Vertreter. Der Verein für vaterländische Naturkunde in Württemberg darf in Lindner seit langem einen seiner ersten Mitarbeiter und derzeit seinen Vorsitzenden sehen. Besondere Forschungen über die hochalpine Fauna führen den Unentwegten fast alljährlich in unsere Alpen; seine Kilimandscharo-Besteigung galt vor allem einem Vergleich der dortigen und der alpinen Fliegenwelt. Bei der engen Verbindung der Insektenwelt zu den Pflanzen erwarb sich Lindner auch eine erstaunliche Kenntnis der heimischen wie der tropischen Flora. Zur ausgesprochenen Begabung im Erfassen und Darstellen der Formenvielfalt – auch in künstlerischer Hinsicht – tritt ein nimmermüder Fleiß, der den 70jährigen im „Ruhe“-Stand noch täglich zum alten Arbeitsplatz eilen läßt, und eine erfreuliche Rüstigkeit. Sie läßt seine Umwelt und, ich hoffe, auch ihn selbst die fortgeschrittenen Jahre vergessen, und wir wünschen, daß der um die Erforschung und den Schutz der Natur Hochverdiente noch lange der Arbeit obliegen kann, in der er schlechthin unentbehrlich geworden ist.

Ernst Schüz

Johann Valentin Andreaë, *Die chymische Hochzeit Christiani Rosenkreutz anno 1459*, herausgegeben von Alfons Rosenberg, Otto Wilhelm Barth Verlag München-Planegg, geb. DM 12.80. – Wir haben des Theologen und Mystikers Joh. Val. Andreaë aus Anlaß seines 300jährigen Todestages 1654 in Heft 3/1954 unserer Zeitschrift gedacht. Leben und Werk dieses eigenartigen Mannes sind noch längst nicht genügend erforscht und vor allem nur wenigen Spezialkennern zugänglich. Das liegt an der barocken und schwer verständlichen Sprache seiner Schriften, der deutschen sowohl wie der lateinischen. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß Alfons Rosenberg im Rahmen der von ihm herausgegebenen Schriftenreihe „Dokumente religiöser Erfahrung“ „Die chymische Hochzeit“ in modernes Deutsch übertragen hat. Sie ist als früheste der sogenannten Rosenkreuzer-Schriften 1616 anonym in Straßburg erschienen und hat einer Bewegung an das Licht des Tages und der Öffentlichkeit verholfen, die untergründig zwar längst vorhanden, aber noch nicht zur Wirkung gekommen war. Es hat nie einen organisierten Rosenkreuzer-Bund gegeben, wohl aber Menschen, denen es darum ging, in den zerrissenen Zeiten des beginnenden 17. Jahrhunderts eine Synthese zwischen Glauben und Wissen zu finden, eine neue christliche Weltsynthese. Schöpfung und Erlösung, göttliche Gnade und menschliches Handeln waren für sie aus einer Wurzel entsprungen und wiesen auf ein Ziel hin: Vereinigung der inneren und der äußeren Welt, der Menschen- und der Gotteswelt in Christus. Sinnbild der Natur- und Menschenwelt war die Rose, Sinnbild des Christlich-Göttlichen das Kreuz; daher der seltsame Name „Rosenkreuz“ für die Zentralgestalt der „Chymischen Hochzeit“. Dem Text selbst ist eine Einleitung des Herausgebers vorangestellt, in der er die Persönlichkeit des Joh. Val. Andreaë liebevoll schildert. – Das Buch erhebt nicht den Anspruch, die längst fällige wissenschaftliche Darstellung von Leben und Schaffen Andreaës zu bieten; es will vielmehr zeigen, wie auch in bizarr erscheinenden Formen religiöse Erfahrungen wirksam sind. Rühle

1764–1835. *Die Memoiren des Ritters von Lang*. Herausgegeben von Hans Hausserr. K. F. Koehler Verlag Stuttgart, DM 9.80. – Nur durch eine der Zufallsentscheidungen der napoleonischen Flurbereinigung sind heute Ulm und Biberach nicht bayrisch oder badisch, die Helden des Hornberger Schießens und die Rieschwaben keine Württemberger geworden. So ist der Pfarrerssohn aus Balgheim unweit Nördlingen mit seinen Erinnerungen aus seinem Berufsleben als „Ritter von Lang“ zwar manch bayrischem Archivforscher lange vertraut, uns aber wird er erst durch die Auswahl seiner reichhaltigen Aufzeichnungen durch den Hallenser Historiker Hausserr vorgestellt, und mit vergnüglichem Behagen erkennen wir aus seiner offeneren, oft auch bissiggrauenzigen Darstellungsweise ein schwäbisches Vetterle.

Strebsamkeit, Bildung und Toleranz haben für den Lebensweg Pate gestanden, der aus dem evangelischen Dorfpfarrhaus in den Hofdienst der katholischen Fürsten von Ottingen-Wallerstein führt, ein souveränes Regime über 5700 Seelen, wo der Landesherr die Amtskasse im Notfall durch persönlichen Kredit seines Rentmeisters auffüllen läßt –, weiter über Wien, mit einem Abstecher ins malaria-verseuchte Kriegsgebiet des damals

von Laudon noch einmal eroberten Belgrad, schließlich nach Ansbach-Bayreuth zu Hardenberg, und nun bringt der Übergang dieser fränkischen Gebiete an Bayern all die großen und kleinen Aufgaben dieser Anpassung mit sich, die mit dem Machtwort Napoleons allein ja noch lange nicht organische Wirklichkeit geworden war.

Man lernt die Vielseitigkeit kennen, mit der der leitende Beamte – ohne viel Aufwand an Stab, Büro und Technik – damals die Probleme seines Bereichs vom Handwerk bis zum Archiv selbst kennen mußte; man erfährt auch von anderen, die, wie auch zu sonstigen Zeiten, ihre Aufgabe in Bosheit und Intrigen erfüllt sehen. Einzigartig ist vor allem die Atmosphäre der großen Kongresse, der Wichtigkeiten von Rang und Titulaturen zu spüren – wie uns der Maler Baptist Pflug die städtische und bäuerliche Welt der Epoche bewahrt hat, so ergänzt ihn Lang's Schilderung nach der höfischen und behördlichen Seite, die nun, mit der Bereinigung der süddeutschen Landkarte, in den Verwaltungen der drei neuen größeren Länder den bestimmenden Ton angeben sollte.

Lang hat in diese neue Welt, an deren Grundlagen er selbst mitgearbeitet hat, nicht recht gepaßt: Willkür, Dünkel, Korruption und die nun von Altbayern ausgehende Intoleranz sind ihm ein Greuel, früh zieht er sich zurück und lebt seinen Erinnerungen und Interessen, von denen die Schilderung eines Besuchs bei Goethe nicht im Voraus verraten werden darf, da das im Buch selbst gelesen werden soll.

Bei der Sommerfahrt 1958 im Ellwanger Raum wird sich der Heimatbund überzeugen, wie schwäbisch das Ries, dem Karl Heinrich Lang entstammte, im Grunde war und ist, und was so deutlich aus fast jeder Zeile dieser Rückschau spricht, wird an den Stätten, die er so drollig und lebensnah schildert, noch unmittelbarer erkennbar werden. W. Koblbaas

Karl Götz, *Johann Bruecker – Der Mensch, der Erfinder, der Wohltäter*. Hrsg. von der Johann-Bruecker-Stiftung in Schönaich (Württemberg), o. J. (erschienen 1957 im Kommissionsverlag der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart). 151 Seiten, 64 Tafeln. – Die Donau hinab in den Osten und Südosten Europas und später übers Meer nach Amerika führten die Hauptwege der deutschen Auswanderer. In der Biographie des Donauschwaben Johann Bruecker, der als Mechaniker nach Amerika ging und dort zum Erfinder wurde, zeichnet sich dies doppelte Geschehen der Auswanderung in beispielhaft verdichteter Form ab.

Die Vorfahren Brueckers stammen aus der Pfalz und aus der Marbacher Gegend. Endstation ihres Zuges in die Fremde war Neu-Pasua in Syrmien, und dort ist Johann Bruecker geboren. Vor dem Hintergrund dieses Dorfes spielt sich das bescheidene Leben der Schneidersfamilie ab, in der Johann aufwächst. Früh schon regt sich in dem Buben das technische Interesse; er ist ein Tüftler, der dann als Schlosser- und Mechanikergeselle ständig neue Handgriffe, neue Verbesserungen ausknobelt. Lernen, lernen, lernen – das ist Brueckers ganzes Streben; er will keine Sicherheit, er will vorwärts kommen. Und darum fährt er 1907 mit einer Gruppe junger Leute nach Amerika. Um diese Zeit hatte die Deutschen im Südosten nämlich das Amerika-fieber gepackt, und viele suchten drüben ihr Glück. Johann Bruecker wurde nichts geschenkt. Er lernte die Härte und Rücksichtslosigkeit des amerikanischen Lebenskampfes kennen, aber mit Tüchtigkeit und Fleiß setzte er sich durch. Jahrzehntlang arbeitete er an einer Erfindung, und erst nachdem er diese zum Patent

angemeldet und in Fabrikation gegeben hatte, wurde er in Kalifornien seßhaft. Doch nach dem zweiten Weltkrieg rief ihn die Not der deutschen Flüchtlinge in die Heimat seiner Vorfahren. Ein Bruder Brueckers war von Neu-Pasua nach Schönaich am Rande des Schönbuchs verschlagen worden. Und dort erkannte Johann Bruecker sofort, daß tätige Hilfe bitter nötig war. Er gab nicht vom Überfluß, sondern er gab, was er besaß, denn wohlton müsse weh tun, meinte er. So stiftete er eine schöne Wohnsiedlung für die Heimatvertriebenen in Schönaich.

Die bewegte Lebensgeschichte Johann Brueckers liest sich fast wie ein spannender Roman; sie ist mit leichter Feder geschrieben, ohne deshalb leicht zu sein. Karl Götz, der hervorragende Kenner der Donauschwaben und der Amerikadeutschen, hat hier zwar ein vorbildliches Einzelschicksal gestaltet, aber zugleich hat er einen Bogen geschlagen über Zeiten und Länder. Die so verschiedenen Lebensbereiche des donauschwäbischen Raums, der Industriestädte Amerikas und des württembergischen Dorfes fügen sich aus der wissenden und einfühlsamen Schau des Verfassers zu einem runden Bild für den Leser, das beim einen Erinnerungen und beim andern neues Verständnis zu wecken vermag.

J. Hampp

Vom Motor zum Auto. Fünf Männer und ihr Werk. Von Eugen Diesel, Gustav Goldbeck, Friedrich Schildberger. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 340 Seiten. 43 Bilder. DM 8.-. – Die Erfindung des Verbrennungsmotors hat einen technischen Umwälzungsprozeß von ungeahnter Ausdehnung in die Wege geleitet. Der Weg von der ersten „Gasmaschine“ zum Rennwagen und zum viermotorigen Flugzeug wird am Lebenswerk von fünf deutschen Erfindern aufgezeigt: Der Kölner August Otto schuf den Verbrennungsmotor, der Schwabe Gottlieb Daimler den schnell laufenden Motor für den Antrieb von Fahrzeugen, Karl Benz in Mannheim den ersten „Straßenwagen mit Gasmotorenbetrieb“, Rudolf Diesel den nach ihm benannten Dieselmotor und Robert Bosch die Magnetzündung. In anschaulich geschriebenen Lebensbildern wird das zähe Ringen der Erfinder um ihre Ideen geschildert – leuchtende Vorbilder vor allem für die heutige Jugend. Äußerst instruktiv sind die beigegebenen Bilder aus der Frühzeit des Autos. Rühle

Max Rieple, Die vergessene Rose, Stähle & Friedel, Stuttgart, DM 9.80. – Die Brüder Grimm haben Sage und Märchen als den „guten Engel“ bezeichnet, der „den Menschen unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden durchs Leben begleitet“. In der Tat – Sage, Märchen und Volkslied sind mehr als Gebilde einer üppig wuchernden Phantasie; sie sind Dichtung, die aus dem Sinnen und Träumen des Volkes emporblüht, der Versuch der Volksseele, der Wirklichkeit des Lebens eine Sinnmitte zu geben. Die Sage knüpft in der Regel an Bekanntes und Bewußtes an, um geschichtliche Begebenheiten zu deuten. Der im Bodenseeraum beheimatete Dichter Max Rieple hat die schönsten Sagen des südwestdeutschen Raumes gesammelt und neu erzählt; er hat sie in die Sprache des Gegenwartsmenschen übertragen und zu ganz neuer, überraschender Wirksamkeit gebracht. Alle Landstriche von Baden und Württemberg sind mit Sagen vertreten und so entsteht gewissermaßen das innere Bild der so reich gegliederten schwäbisch-fränkischen Landschaft vor dem Auge des Lesers. 40 Federzeichnungen von Horst Schönwalter erhöhen den Reiz des Buches, das Jung und Alt nur wärmstens empfohlen werden kann. Rühle

August Lämmle, Das Herz der Heimat. J. F. Steinkopf, Stuttgart, DM 16.80. – Dieses herzerfrischende Buch gehört seit seinem erstmaligen Erscheinen 1924 wirklich zur geistigen Aussteuer des Schwaben. Es ist entstanden in einer Notzeit, da viele deutsche Menschen Elternhaus, Freundschaft und Vaterland verließen, um in der Fremde Brot und Glück zu suchen. Diesen Scheidenden, denen der Abschied von der geliebten Heimat das Herz schwer gemacht hat, wollte das Buch Trost auf dem Wege und Heimatbrot in der Fremde sein. Es zeigt, wie sein Verfasser im Vorwort zur Erstausgabe selbst schreibt, „unser geliebtes Württemberg im hellem Licht seiner Berge und Täler, seiner Dörfer und Städte, seiner einfachen Menschen und ihres Lebens. Neben einer oft rührenden Armut und Kleinheit in äußeren Dingen wird hier der Reichtum und die Fülle eines bedeutenden geistigen, inneren Lebens offenbar. Es ist einfache Kost, aber sie ist gut für die guten und erst recht für die bösen Tage.“ Und wahrlich – das Buch mit seinen besinnlich-ernsten und heiteren Beiträgen hat viele getröstet in ihrem Heimweh. „Das Herz der Heimat“ hat im Lauf der Jahrzehnte mehrere Ausgaben erlebt; kürzlich ist eine völlig neue Bearbeitung erschienen, die sich als ein echt schwäbisches Volksbuch gibt. Was Dichter, Schriftsteller und Künstler über das Schwabenland zu sagen und zu rühmen haben und was im Volksmund von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbt wird, ist hier gesammelt und für alle ausgebreitet, die das Schwabenland lieben. Waren frühere Ausgaben mit Zeichnungen von Conrad Weitbrecht geschmückt, so sind der Neuauflage Bilder von schwäbischen Malern wie Leonhard Schmid, Paul Obrecht, Karl Stirner, Rudolf Camissar, Martha Welsch u. a. beigegeben. Rühle

Schwäbisches Land, Hauskalender der Württ. Landessparkasse für 1958. Die Württ. Landessparkasse, die 1958 auf 140 Jahre ihres Bestehens zurückblicken kann, brachte damit den 5. Jahrgang ihres Heimatkalenders heraus. Man wird allen Versuchen unserer einheimischen wirtschaftlichen Unternehmen, sich selbst auf den Gebieten der Heimatkunde und Heimatpflege zu betätigen, größte Aufmerksamkeit entgegenbringen müssen. Gehört doch die Spaltung der ideellen und der materiellen Bestrebungen mit allen ihren Folgen zu einem der Grundübel des Volkslebens unserer Zeit. Die Württ. Landessparkasse hat mit der vorliegenden Veröffentlichung zur Überbrückung dieser Kluft in dankenswerter Weise beigetragen. Dem kleinen Kalender ist sowohl hinsichtlich der in das Kalendarium eingestreuten, jeden Monat begleitenden Bilder und deren Unterschriften als auch der aufgenommenen Beiträge – Erzählungen, Gedichte, volkstümlichen Redensarten – uneingeschränktes Lob zu erteilen. Das Niveau ist erstaunlich hoch. Man wird auf den Kalender des Jahres 1959 gespannt sein dürfen, der sich in Ergänzung des – der westlichen Hälfte der Alb gewidmeten – Kalenders für 1958 der östlichen Hälfte der Alb zuwenden will. A. Schabl

Straßenverkehrskarte Stuttgart, Chr. Belser, DM 4.20.-. Dieser neue Stadtplan von Stuttgart im Maßstab 1 : 10 000 zeichnet sich besonders durch Hervorhebung der Haupt- und der Durchfahrtsstraßen aus. Der Einheimische kann sich bequem einen Überblick über das ganze Stadtgebiet verschaffen, und vor allem die vielen Auswärtigen, die unser schönes Stuttgart besuchen, werden dankbar einen Plan begrüßen, der ihnen das Durchfinden vor allem auch durch die Innenstadt mit ihren Einbahnstraßen und das Auffinden eines Parkplatzes erleichtert. Ein Hotel-, Garagen-, Parkplatz- und Straßenverzeichnis ist beigegeben. O. R.

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Fernruf 24 13 98 · Geschäftszeit 8–16 Uhr
Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Jahreshauptversammlung 1958

Wie bekanntgegeben findet die Jahreshauptversammlung 1958 am 14. und 15. Juni in Ulm statt; sie wird auch diesmal mit der Jahreshauptversammlung des Verbandes der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine verbunden sein. Wir laden unsere Mitglieder zum Besuch dieser Veranstaltung ein, von der wir herzlich wünschen, daß sie sich immer mehr zu einem Jahrestreffen aller an den Fragen der Heimatkunde und Heimatpflege unseres Landes teilnehmenden Kreise entwickeln möge. Insbesondere bitten wir unsere Vertrauensmänner den gemeinsamen Besuch der Jahreshauptversammlung durch die Mitglieder ihrer Ortsgruppen durchführen zu wollen. Um baldige Anmeldung wird gebeten. Eine Teilnehmergebühr wird nicht erhoben. Die Quartiere werden von uns vermittelt; wir bitten, bei der Anmeldung angeben zu wollen, ob Zimmer gewünscht wird und in welcher Preislage.

Programm

Samstag, 14. Juni:

- 15.15 im Ratssaal Eröffnung durch Professor Dr. W. Dölker
- 15.30 Referat von Stadtarchivar Dr. Max Huber, „Die Reichsstädte im schwäbischen Kreis“
- 16.15 Referat von Oberstudiendirektor Otto Wiegandt, „Altulmische Besonderheiten – von Guggehürle, Sperrhaken, Wetterfahnen und Ähnlichem“

- 17.00 Mitgliederversammlung mit Jahresbericht des Vorsitzenden und Kassenbericht des Schatzmeisters
- 18.00 Abendessen nach freier Wahl
- 19.30 Führung durch das Ulmer Münster von Pfarrer A. Ebert
- 20.15 Orgelkonzert von Kirchenmusikdirektor Hans Jakob Haller
- 21.30 Geselliges Zusammensein im Ratskeller

Sonntag, 15. Juni:

Gelegenheit zum Besuch der Gottesdienste

- 10.45 Feierstunde im Schuhhaus-Saal mit Begrüßungen, Vortrag des zweiten Vorsitzenden des Deutschen Heimatbundes Direktor Dr. Josef Maria Ritz, „Heimat in Schönheit“, mit Alt-Ulmer Musik
- 12.45 Mittagessen nach freier Wahl
- 14.30 Führungen (wahlweise) durch die kunstgeschichtliche Abteilung des Museums der Stadt Ulm von Direktor Dr. H. Pée, ferner die vor- und frühgeschichtliche sowie die stadtgeschichtliche Abteilung von Frau Dr. Pressmar und A. Rieber, außerdem zu den Befestigungen der Stadt Ulm von H. Pflüger, durch die Ulmer Landschaft (in Omnibussen) mit Dr. Schäfle und Oberbaurat L. Zimmermann und nach Langenau mit A. Heckel und Pfarrer O. Palmbach
- 17.30 Abreise

Ostschwäbische Tage

Ferienkurs des Schwäbischen Heimatbundes in Ellwangen vom Sonntag, 20. Juli, bis Sonntag, 27. Juli 1958

Der Ferienkurs dieses Jahres will die Teilnehmer mit Natur und Landschaft, Volkstum, Kunst und Kultur des ostschwäbischen Landes innerhalb der Grenzen Württembergs und in den anschließenden Gebieten bekanntmachen. Drei große, nach Natur und Kultur sehr verschiedene Landschaften sind es, die dabei erlebt und in ihren Erscheinungsformen studiert werden sollen: der Virngrund mit Ellwangen, das Ries und das Härdsfeld. In einer abwechslungsreichen, gegensatzreichen Landschaft liegen keltische Burgen und Schanzen, Burstel, Ruinen mittelalterlicher Burgen und wohlerhaltene Renaissance- und Barockschlösser, die bedeutenden Geschlechtern gehörten oder noch gehören; Dorf und Stadt,

Bauern- und Bürgerhaus, schlichte schöne Dorfkirchen, gewaltige gotische Hallen, ein wohlbewahrtes mittelalterliches Frauenkloster, romanische und barocke Kloster- und Wallfahrtskirchen mit vielen bedeutenden Einzelkunstwerken werden vom unerhörten künstlerisch kulturellen Reichtum des Landes künden. Mit den Fahrten werden Vorträge und künstlerische Veranstaltungen wechseln. Dazuhin sollen zwei Ausstellungen gezeigt werden, die eine mit Zeichnungen von Wappen der Deutschordenskomture der Kapfenburg sowie der Äbte und Fürstpropste von Ellwangen von Hermann Rettenmeier, die andere mit Gemälden, Graphiken und Zeichnungen von Karl Stirner. Hauptanziehungspunkte des

Programmes werden das Schloßkonzert des Süddeutschen Rundfunks und das Kirchenkonzert, beide mit Werken ostschwäbischer Meister, sein; der musikalische Berater, Universitätsprofessor Dr. G. Reichert, hält hierzu einen Einführungsvortrag.

Die Führungen werden vor allem von den Herren Oberstudienrat Hermann Rettenmeier und Fürstl. hohenlohischer Archivrat Karl Schumm bestritten.

Standort ist Ellwangen. Für Unterkunft und Verpflegung (Übernachtung mit Frühstück, Essen nach der Karte) stehen eine Anzahl guter Gasthäuser zur Verfügung; die Preise für Übernachtung mit Frühstück bewegen sich zwischen 5.- und 7.50 DM, zusätzlich Bedienung. Außerdem hat sich die Leitung des frei vor der Stadt gelegenen, neu hergerichteten Missionshauses St. Joseph freundlich bereit erklärt, eine größere Zahl von Teilnehmern mit Vollpension zu insgesamt 6.- DM pro Tag aufzunehmen (nur Schlafsäle mit guten Betten, keine Einzel- und Doppelzimmer).

Die Teilnehmergebühr beträgt für Mitglieder 9.-, für Nichtmitglieder 12.- DM; in Berufsausbildung befindliche Personen bezahlen jeweils die Hälfte. Die Teilnehmergebühr stellt den Beitrag des Teilnehmers zu den geschäftlichen Unkosten, den Honoraren und Eintrittsgeldern dar. Die Teilnehmerkarte berechtigt deshalb zum freien Eintritt in alle Veranstaltungen, wobei nur der Eintritt in die nicht zum Ferienkurs gehörige Aufführung der „Schöpfung“ am Abend des Sonntags nicht inbegriffen ist. Dazu kommen die unten genannten Preise der Studienfahrten.

Programm

Sonntag, 20. Juli:

Anreise

17.00 Eröffnung im Festsaal des Gymnasiums mit Begrüßung. Anschließend Einführung in die Karl-Stirner-Ausstellung von Dr. A. Schahl

20.00 Gelegenheit zum Besuch des Oratoriums „Die Schöpfung“ im Hof des Schlosses. Die Eintrittskarten hierfür können über die Geschäftsstelle bestellt werden.

Montag, 21. Juli:

8.00 Studienfahrt: Ellwangen – Segringen (Pfarrkirche) – Dinkelsbühl (Stadt und Pfarrkirche) – Feuchtwangen (Museum, beide Kirchen, Kreuzgang) – Crailsheim – Ellwangen. Fahrpreis 6.50 DM.

20.00 Aufführung der „Antigone“ des Sophokles von Schülern des Gymnasiums Ellwangen, im Hofe desselben

Dienstag, 22. Juli:

8.30 im Festsaal des Gymnasiums Vortrag von Studienrat Dr. Eberhard Schmid, „Erd- und Landschaftsgeschichtliches aus Virngrund und Ries“ (mit Lichtbildern)

10.00 Vortrag von Oberstudienrat Hermann Retten-

meier „Landschaft und Besiedlung im Virngrund und vorderen Ries“

13.30 Studienfahrt: Ellwangen – Birkenzell – Römerkastell und keltische Viereckschanze bei Halheim-Tannhausen-Nordhausen-Unterscheidheim-Walxheim-Ellwangen. Fahrpreis 4.50 DM

20.00 „Das Ende des Stiftes Ellwangen und die Gründung eines neuen Landesbistums“, Vortrag von Dr. Max Miller, Direktor des Hauptstaatsarchivs Stuttgart

Mittwoch, 23. Juli:

8.00 Studienfahrt: Ellwangen – Bopfingen (Stadt- und Kirchenbesichtigung) – Flochberg (Wallfahrtskirche Maria auf dem Roggenacker) – Neresheim (Benediktinerklosterkirche von B. Neumann) – Burg Katzenstein – Dischingen (Barockkirche von J. Dossenberger) – Kapfenburg (Deutschordensschloß) – Ellwangen. Fahrpreis 7.50 DM

20.00 Schloßkonzert des Süddeutschen Rundfunks in großer Orchesterbesetzung mit Werken ostschwäbischer Meister (Johann Melchior Dreher, Joh. Fuchswild, Felician Schwab, Stephan Faber, Christian Keiferer, Ignaz von Beecke, Jos. Haas)

Donnerstag, 24. Juli:

8.30 Im Festsaal des Gymnasiums Vortrag von Oberstudiendirektor Eugen Volz, „Die höheren Schulen in der Fürstpropstei Ellwangen“

10.00 Vortrag von Universitätsprofessor Dr. Reichert über die Musikgeschichte des ostschwäbischen Raumes

13.30 Studienfahrt: Ellwangen – Schwabsberg – Goldshöfe – Hüttlingen – Abtsgmünd – Leinroden (Turmhügelburg) – Untergröningen (Schloß mit Rokokokapelle und Syrlinfiguren) – Sulzbach – Heilberg – Bühlerzell – Bühlertann – Tannenburg (romanische Burg mit gotischen und späteren Veränderungen) – Rosenberg – Hohenberg (romanische Basilika und wichtige Landmarke an alter Straße) – Ellwangen. Fahrpreis 5.- DM

20.00 Kirchenkonzert mit Werken ostschwäbischer Meister, ausgeführt von einem Orchester und dem Stiftskirchenchor Ellwangen unter Leitung von Herrn Stiftschorleiter und Organist Hubert Häfele

Freitag, 25. Juli:

8.00 Studienfahrt: Ellwangen – Zöbingen (Wallfahrtskirche) – Kirchheim i. R. (ehem. Zisterzienserkloster) – Goldberg (vorgeschichtliche Siedlung, Riesaussicht) – Nördlingen – Ofnethöhle (steinzeitl. Kopfbestattungen) – Albus (Schlachtfeld von 1634 – Christgarten (Ruine eines Kartäuserklosters) – Hohenaltheim (Königshof und Gerichtslinde) – Mönchsdeggingen (ehem. Benediktinerklosterkirche) – Bockberg (Riesaussicht) –

Harburg – Wallerstein (Abendrast) – Ellwangen.
Fahrpreis 8.50 DM

Samstag, 26. Juli:

8.30 im Festsaal des Gymnasiums Vortrag von Dr. Graf Adelman von Adelmansfelden über Barock in der Fürstpropstei Ellwangen

10.30 Führungen durch Kloster und Stadt Ellwangen sowie Schloß und Schönenbergkirche, mit Besuch von Schrezheim (Fayencealtar), unter Mitwirkung von Dr. Bushart und anderen

20.00 Geselliges Zusammensein mit verschiedenen Beiträgen

Sonntag, 27. Juli:

8.00 Studienfahrt: Ellwangen – Tannhausen – Hohenaltingen – Ottingen (Schloß, Park und Pfarrkirche) – Auhausen (ehem. Benediktinerklosterkirche, größtenteils des 12. Jahrh.) – Hesselberg – Weiltingen (Württ. Residenz) – Wört (Abendrast) – Ellwangen. Fahrpreis 7.– DM.

Montag, 28. Juli: Abreise

Pfingsttage in Ochsenhausen

Unter Hinweis auf die Voranzeige in Heft 6/1957 laden wir nochmals alle Freunde Oberschwabens im ganzen Lande zum Besuch der diesjährigen Pfingsttage in Ochsenhausen ein. Die Teilnehmergebühr beträgt für Mitglieder 5 DM, für Nichtmitglieder 7.50 DM. Unterkunft und Verpflegung werden durch die Geschäftsstelle vermittelt; es sind Zimmer in allen Preislagen (Gasthaus, Bürgerquartier) erhältlich. Von Stuttgart aus wird wiederum eine Gesellschaftsfahrt etwa zum halben Eisenbahnfahrpreis durchgeführt.

Programm

Pfingstsamstag, 24. Mai:

Anreise

20.00 im Festsaal der Lehrerinnenoberschule (ehem. Kloster) Vortrag von Dr. Rudolf Rauh, Fürstl. waldburgischem Archivdirektor, „Die Geschichte des Hauses Waldburg“

Pfingstsonntag, 25. Mai:

Gelegenheit zum Besuch der Gottesdienste

11.00 „Wir stellen vor“: Kunstmaler Alfred Wais. Vortrag von Dr. A. Schahl mit Ausstellung von Ölgemälden, Handzeichnungen und Farblithographien

13.30 Fahrt nach Wurzach zur Begehung des Wurzacher Rieds unter Führung von P. Agnellus Schneider nebst Einführungsvortrag mit Vorführung von Vogelstimmen nach Tonbandaufnahmen, Besich-

tigung des ehem. waldburgischen Schlosses, heute Salvatorkolleg. Fahrpreis 3.50 DM

20.15 Vortrag von Pfarrer G. Bischof aus Steinhausen, „Dominikus Zimmermann“

Pfingstmontag, 26. Mai:

8.00 Studienfahrt zu den waldburgischen Schlössern in Waldsee und Wolfegg, zur Waldburg, Neutrauchburg, nach Schloß Rimpach und Zeil. Führung: Archivdirektor Dr. R. Rauh, Fahrpreis 9.50 DM

Pfingstdienstag, 27. Mai:

7.30 Studienfahrt „Dominikus Zimmermann“ zur ehemaligen Klosterkirche Gutenzell, nach Buxheim und zur Wieskirche. Fahrpreis 11.50 DM

Rückreise (ab Wieskirche über Augsburg, Ulm nach Stuttgart mit Anschlußmöglichkeiten nach allen Richtungen)

Studien- und Lehrfahrten

Die Studien- und Lehrfahrten des Sommerhalbjahrs 1958 wurden in Heft 1/1958 bekanntgegeben; weitere Mitteilungen erfolgen durch die Ortsgruppen. Folgende Fahrten werden wiederholt: „Dorf und Siedlung im Schurwald, Remstal, den Berglen und dem Welzheimer Wald“ am 27. April, „Unterelsaß“ vom 5.–7. Juni und 6.–8. September, „Hohenlohe“ am 17. Juni, „Tirol“ vom 20.–24. September, „Salzburg“ vom 4.–6. Oktober. Ferner wurde, einer Anregung von Herrn Fabrikant Willy Hornschuch, Ehrensenator der Universität Tübingen, folgend, am Samstag, 7. Juni, 13.30, eine Fahrt „Auf den Spuren der Herren von Urbach“ eingeschoben, mit Führungen in Kirchheim a.N. von Herrn Oberlehrer i.R. G. Grünwald und Herrn Pfarrer Bollacher in Mundelsheim sowie abschließendem Vesper im „Ochsen“ Mundelsheim; Teilnehmergebühr 4.50 DM. Um baldige Anmeldung wird freundlich gebeten.

Mitteilung

Am 27. März hat der Geschäftsführer des Heimatbundes, Herr Dr. Adolf Schahl, das 50. Lebensjahr vollendet. Seit er durch unseren verstorbenen Professor Schwenkel zur Mitarbeit für den Verein gewonnen wurde, hat er unermüdlich in der Geschäftsstelle wie im Außendienst durch Vorträge und Veröffentlichungen für den Verein und für die heimatkundlichen Ziele gearbeitet. Wir haben diese Tätigkeit, die bei den Mitgliedern so starken Anklang gefunden hat, bei verschiedenen Anlässen gerne gewürdigt, so daß wir im Sinne von Herrn Dr. Schahl von breiteren Ausführungen absehen dürfen. Der Vorstand hat Herrn Dr. Schahl in Anerkennung seiner verdienstvollen Tätigkeit dem Vorstand zugewählt, dem er nunmehr als geschäftsführendes Vorstandsmitglied angehört. Wir verbinden die Bekanntgabe dieses Beschlusses mit herzlichen Wünschen für seine weitere Tätigkeit.